Nr. 5 • 49. Jahrgang • 28. Januar 1961 • D 2969 C • 50 Pf

Frankfurter Jllustrierte



Heute neue Serie:

Sie tanzten um die Welt

*

Aufstieg, Triumph und Entsagen der größten Tänzerinnen unserer Zeit

Heidi Brühl wird 19 Jahre alt

Zwölfjährig und mit blonder Wuschelmähne flimmerte sie vor Jahren als eines der „Mädels vom Immenhof" über die Leinwand. Inzwischen hat sich die Kleine zu einer erfolgreichen jungen Dame gemausert. Ihr Film- und Plattenerfolg „Immer will ich dir gehören" ist ihr neunzehnter Film. Bildbericht in diesem Heft.

Unsere



Die Opfer von Dresden

Zum Bildbericht „Der erloschene Stern"

In Ihrer Weihnachtsausgabe haben Sie Ihren Lesern einen ganz kleinen Überblick über die damalige Katastrophe in Dresden vermittelt... bisher brachte auch nicht eine einzige führende Illustrierte die wahren Verluste. Es will mir einfach nicht in den Kopf, daß sie nicht bekannt sind. Zur Zeit des Angriffs am 12. 2. 1945 befanden sich rund 800000 Menschen in der Stadt, ungefähr die Hälfte davon waren Flüchtlinge. In den drei Angriffen wurden ca. 400000 Menschen getötet. Davon waren rund 360000 registriert, schätzungsweise 40000 konnten nicht mehr identifiziert werden. *Martha Stelzer, Porz-Lind/Rhld.*

Anmerkung der Redaktion: Genaue Zahlen über die wirklichen Verluste in Dresden sind bisher noch nicht veröffentlicht worden, und sie werden wahrscheinlich auch niemals bekannt werden, weil der größte Teil der Flüchtlinge nicht registriert war. Man ist deshalb auf Schätzungen angewiesen, und diese schwanken zwischen „25 000 Toten und 30 000 Schwerverletzten" und „300 000 Opfern".

Das Baby — huckepack

Zu unserer Reportage in Nr. 3

Es hat sicher viel für sich, die Kleinen und Kleinsten auf dem Rücken zu tragen. Wenn diese Methode heute auch nur noch bei mehr oder weniger primitiven und Naturvölkern Brauch ist, von bestimmten Ausnahmen abgesehen, so möchte ich sie doch gern einmal mit meinem Säugling ausprobieren. Ich fürchte nur, daß ich dann von meiner zivilisierten Umgebung ausgelacht werde. Und am meisten



fürchte ich mich vor einer vollbesetzten Straßenbahn. Was meinen Sie, wie rücksichtsvoll die anderen Fahrgäste auf meinen lebendigen Rucksack reagieren werden? Ob ich ihn heil wieder nach Hause bringe? Ich bin ein bißchen feige für solche Neuerung — vielleicht hat s eine Ihrer Leserinnen schon mal ausprobiert?

Käthe Ludwig, Dortmund

Alles schon dagewesen

Zum Bildbericht in Nr. 52/60

Zu Ihrer Bildreportage „Ski-Salto rückwärts" darf ich Ihnen erzählen, daß ich derartige Sprünge schon vor rund 30 Jahren in gleicher perfekter Ausführung und Haltung in Bad Warmbrunn (Riesengebirge) gesehen

Leser schreiben...

habe. Ausführender war ein Sportkamerad von mir, dessen Name mir leider entfallen ist; er war in Warmbrunn ansässig. Sie sehen also: alles schon einmal dagewesen, und Stein Eriksen ist keineswegs „der Einzige", sondern nur ein Nachahmer.

G. Boehm, Hamburg 13

Einundsechzig Sprünge

Auf Grund Ihres Berichtes erlaube ich mir, Ihnen zwei Fotos vorzulegen, die den gleichen Sprung zeigen, den ich erstmalig bereits am 25. März 1928 ausgeführt habe. (Eins von diesen Fotos ist hier wiedergegeben. D. Red.)



In den Wintern 1928 und 1929 bin ich einundsechszigmal auf verschiedenen Schanzen mit Weiten bis zu 20 Meter gesprungen; einmal bin ich dabei schwerstens gestürzt: Kopflandung nach eineinhalb Drehungen. Kurt Endler, mehrfacher deutscher Meister in der Nordischen Kombination, lud mich als Gast auf die Reifträgerbaude im Riesengebirge ein, in deren Nähe ich ihm den Sprung zeigte.

Erich Tham, Kaufbeuren-Neugablonz, früher Gablonz a. N.

Auch der Luftschutzwart

Zu unserem Bericht in Nr. 3/61

Die Menschen, die nach dem zweiten Weltkrieg unter falschem Namen untergetaucht sind, waren wohl nicht alle Prominente und Verbrecher. Es hat auch harmlose Würstchen dabei gegeben, die in der Panikstimmung jener Tage des Zusammenbruchs glaubten, ihren Namen und ihre Vergangenheit auslöschen zu müssen. Darunter waren, wie man seinerzeit hörte, auch kleine NSV-Amtswalter, die kaum mehr verbrochen hatten als die Eintopfspende zu kassieren, und Luftschutzwarte, die die angenehme Aufgabe hatten, im Bombenhagel draußen zu sein und Brandbomben zu löschen. Diese Leute fürchteten damals, daß es ihnen an den Kragen gehen würde.

Franz Maaß, Regensburg

Noch einmal: Geht es uns zu gut?

Zu unserem Bericht in Nr. 50/60

Als Tochter eines nicht wenig bemittelten Geschäftsmannes kann ich Ihre Ansicht, es ginge uns nur „gut", nicht teilen. Uns geht es zu gut. Beispiel: Fast alle Putzfrauen, Verzeihung, Raumpflegerinnen, kommen mit eigenen Fahrzeugen vorgefahren und verlangen Preise, die von allen Arbeitgebern bezahlt werden. Ich finde, wir sollten froh sein, weitblickende Politiker wie Adenauer und Erhard zu haben.

Christa Scholz (16), Wiesbaden

Und wie sieht es „drüben" aus

In der Weihnachtszeit habe ich mich mit einem Bekannten aus Mitteldeutschland über den Bericht „Geht es uns zu gut?" unterhalten, nachdem er sich zum erstenmal in den Straßen und den Geschäften einer westdeutschen Großstadt umgesehen hatte. Seine Antwort auf jene Frage lautete: „Zu gut? Nein, ich finde, es geht euch so, wie ihr es verdient. Wie es alle Menschen verdienen, die so arbeiten und soviel geschafft haben. Genau kann ich das Maß eures Wohlstandes natürlich noch nicht beurteilen — aber ich kann einen Vergleich zwischen hier und drüben ziehen. Und da muß ich sagen, was einem drüben gar nicht so richtig zu Bewußtsein kommt, daß es den Menschen in der Zone immer noch bejammernswert schlecht geht. Sie bekommen nur das Notwendigste zu kaufen, und das oft erst nach langem Warten und in Qualitäten und zu Preisen, über die ihr hier nur den Kopf schütteln würdet. Und dabei wird drüben auch tüchtig gearbeitet..."

Hartmut Wolf, Frankfurt a. M.

Wolkenkratzer-Indianer

Zum Bildbericht in Nr. 50/60

Es dürfte Ihre Leser interessieren, daß der weitaus größte Teil der Stahlarbeiter, die bei Brücken-Hochbauten und sogenannten Wolkenkratzern beschäftigt sind („Wolkenkratzer-



Ballett"), aus Indianern oder Indianer-Abkömmlingen besteht. Diese Leute werden hier allgemein als vollkommen schwindelfrei bezeichnet, was naturgemäß bei diesen Arbeiten eine conditio sine qua non ist.

William A. Lebrecht, New York 32

Wieder glücklich

Zu unserer Reportage in Nr. 43/60

Jetzt las ich erst den Bildbericht Ihres schwedischen Reporters Inge Hallberg als Dank an die Ärzte, die seinem Sohn durch eine komplizierte Herzoperation das Leben retteten. Ich wurde auch am Herzen operiert, und zwar in den Städtischen Krankenanstalten in Düsseldorf, wo die reinsten Wunderdinge vollbracht werden. Meine Lebensuhr war bald abgelaufen, aber dank diesen wunderbaren Ärzten bin ich jetzt wieder ein leistungsfähiger, glücklicher Mensch. Über die Ärzte und die liebevolle Pflege der Schwestern in dieser Klinik könnte ich so viel schreiben... ich fürchte, es würde dann ein ganzes Buch mit dem Titel: „Mein Herz in ihrer Hand".

Elisabeth Breuer, Düren/Rhld.

Die Widmung

Hans Albers ertrug die Huldigung seiner Bewunderinnen mit fröhlicher Miene und stets gezücktem Federhalter. „Könne Se net ä Widmung mit reinschreibe?" fragt ihn eine kleine Dame. „Na, was willste denn geschrieben haben?" belustigt sich Hans. Sie verlegen: „Vielleicht – herzlichst und so." Und Hans schrieb: „Herzlichst und – so, Hans Albers."

Im Wein liegt Wahrheit



Charlie Chaplin gab, bevor er Hollywood verließ, noch ein kleines Essen für seine Freunde. Man trank auf die Gesundheit und stieß fleißig an. „Charlie, wie kommt es eigentlich, daß man immer nur mit Wein anstößt?" fragte Gary Cooper. „Ach, Gary", lächelte Charlie und seufzte ein wenig, „das ist doch ganz klar. Im Wein liegt Wahrheit, sagt man – und mit der Wahrheit stößt man eben immer und überall an!"

Mein Vater war Fleischer

Hans Albers wurde auf einer Premiere von einem recht stutzerhaften Nachwuchsschauspieler gefragt: „Stimmt das, Herr Albers, daß Ihr Vater Fleischer war?" – „Aber gewiß doch", antwortete der blonde Hans fröhlich. – „Warum sind Sie denn keiner geworden?" fragte der Nachwuchsjüngling boshaft weiter. Doch Hans zog sich mit einer Gegenfrage aus der Affäre: „War Ihr Herr Vater nicht ein Gentleman?" – „Natürlich!" – „Und warum sind Sie keiner geworden?"

Ein musikalisches Kind

Als Frau Chaplin ein Kind erwartete, sagte sie zu ihm: „Charlie, ich werde in dieser Zeit viel singen und musizieren, damit unser Kind musikalisch wird." Charlie dachte nach und meinte schließlich: „Könntest du es nicht so einteilen, daß du zwischendurch auch ein wenig Fußball spielst?"

Die Lektüre



Hans Albers hatte sich ein interessantes Buch gekauft, das er unbedingt zu Ende lesen wollte. Da die Geräusche des Straßenverkehrs ihn in seinem Hotelzimmer zu sehr störten, ging er in die Halle hinunter, suchte eine stille Ecke und las weiter. Plötzlich erschien eine lärmende Reisegesellschaft und ließ sich in der Hotelhalle nieder. Nach einer Weile stand der blonde Hans auf, ging auf die Gruppe zu und sagte höflich lächelnd: „Verzeihen Sie bitte, ich wollte nur einmal fragen, ob es Sie in Ihrer Unterhaltung stört, wenn ich mein Buch weiterlese?"

Schönheit und Eitelkeit

Eine bekannte Filmschauspielerin schüttete einmal der Sandrock ihr Herz aus und sagte ergreifend schlicht und bescheiden: „Einer meiner größten Fehler ist meine Eitelkeit. Fast täglich verbringe ich lange Stunden vor dem Spiegel und bewundere meine Schönheit." Die Antwort, die Adele mit sonorem Baß erteilte, lautete: „Das hat nichts mit Eitelkeit zu tun, meine Liebe. Das ist einfach Einbildungskraft."

Frankfurter Illustrierte

Lieber Leser!

Das Schlimmste scheint vorerst abgewendet: Zu offenen Feldschlachten zwischen Düren und Köln wird es wohl nicht kommen. Ob aber der kalte Krieg zwischen der rheinischen Faschingsmetropole und dem freundlichen Städtchen, das auf dem Weg nach Aachen liegt, zu einer Verschlechterung der Beziehungen dergestalt führt, daß der Besuch der Köl'schen Prinzengarde in Düren ausbleibt, das steht noch dahin. Wir reden von dem revolutionären Beschluß der Dürener, heuer zum erstenmal eine Prinzessin statt eines Karnevalsprinzen zu küren. Es hat sich alsbald ein großer Sturm erhoben. Nicht in Düren, wo sieben von acht Karnevalsvereinen die Wahl der jungen Dame, die ein sehr „lecker Mädche" ist, begrüßten, sondern vor allem in Köln, wo Thomas Liessems machtvolle Stimme sich grollend erhob. Sie richtete sich nicht – wie wäre das auch möglich – gegen die zierliche und angenehme Erscheinung der blutjungen Weinhändlerstochter, nein, sie verteidigte die Tradition, die es nun einmal will, daß der Prinz ein Prinz ist und keine Prinzessin, die ihm ja ohnehin zur Seite stehen soll. Und wie ein Recke der alten Tage verteidigte Herr Thomas den alten Brauch, mit dem man in Düren so jählings zu brechen gedenkt.

Ja, ist es denn die Möglichkeit, so fragt sich wohl dieser und jener, der zwar kein Feind jenes „Spaßes an der Freud" ist, wie er sich im Karneval darbietet, der aber den Dingen doch ein wenig ferner steht, ist es denn die Möglichkeit, daß man sich um eines so harmlosen Vorgangs willen derart ereifert? Sind nicht Thomas Liessems Argumente ein Zeichen dafür, daß der gelegentlich erhobene Vorwurf gegen „Beamte der Fröhlichkeit" berechtigt ist? Nebenbei: ein Argument, das der Kölner Gewaltige erwähnte, ist nicht so leicht wegzuschieben. Die Strapazen, die einem Prinzen auferlegt würden, könnten doch, so meinte er, nicht ohne weiteres auf die zarten Schultern eines jungen Mädchens gelegt werden... Aber wenn sie selber die Bürde dieser heuer besonders kurzen närrischen Wochen auf sich nehmen will? Man sollte es dabei bewenden lassen – und zwar als jene einmalige Ausnahme, ohne die jedes Gesetz auf Erden unerträglich wird. Und natürlich wäre es sehr schön, wenn uns das neue Jahr keine größeren Sorgen aufbürdete. Aber in dieser Hinsicht sieht, bei allem Optimismus, doch ziemlich schwarz

Ihre Redaktion

Nr. 5 vom 28. Januar 1961 bringt:

... und außerdem in diesem Heft:



Im nächsten Heft blickt sie uns aus dem Titelbild an, diese exotische Schönheit: die kubanische Schauspielerin Chelo Alonzo. Die Männerwelt liegt ihr zu Füßen. Chelo verkörpert den Typ der jungen weiblichen Generation, die sich fanatisch um den Revolutionshelden Fidel Castro schart. Lesen Sie in der nächsten Woche unseren Bericht **„Frauen um Fidel Castro"**

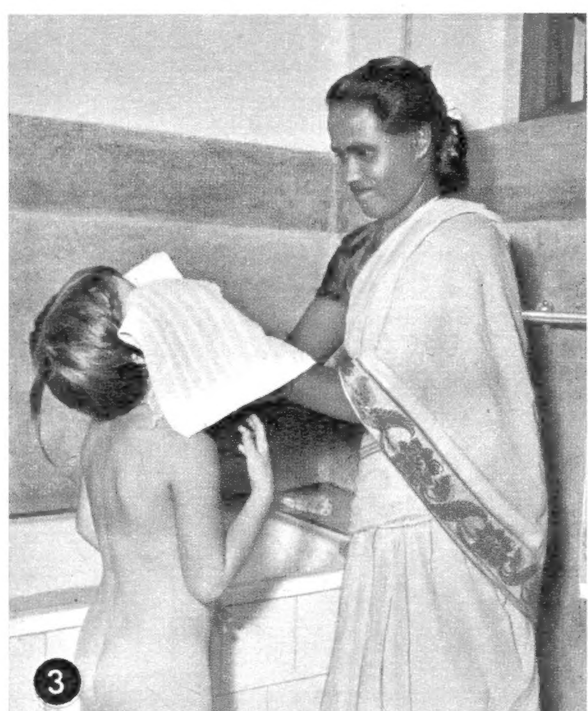
Spätzle im Dschungel

der Alltag einer deutschen Familie im „indischen Ruhrgebiet" Jamshedpur

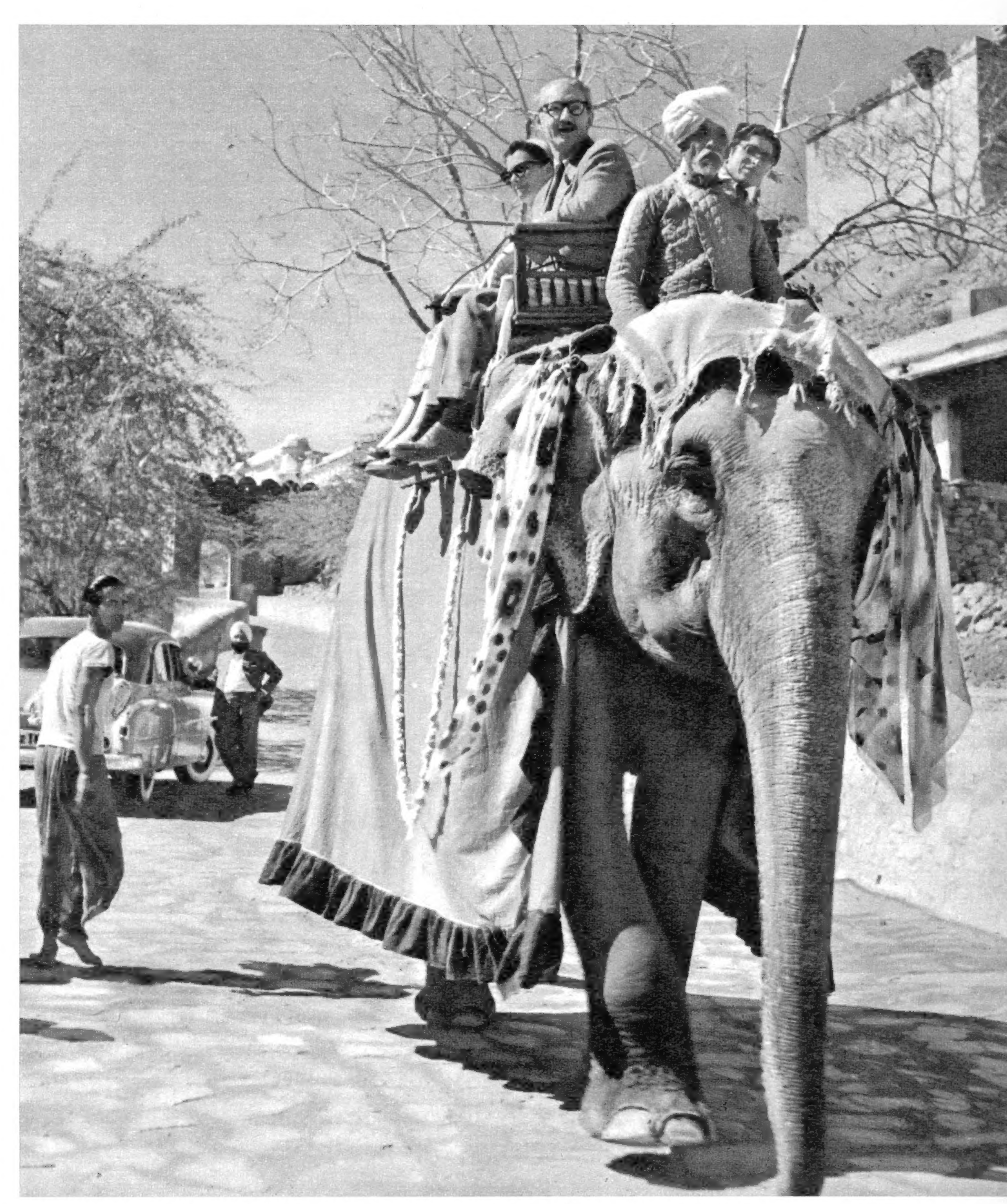
Früher wuchs hier dichter Urwald, wo heute der deutsche Planungsingenieur Zornath mit seiner Frau vor der imponierenden Kulisse des Hüttenwerkes Jamshedpur über bequeme Straßen spaziert. Die von dem Industriellen Tata aus dem Boden gestampften Fabriken produzieren 1,4 Millionen Tonnen Rohstahl und verarbeiten sie zum großen Teil an Ort und Stelle, z. B. zu Lokomotiven, Lastwagen und Omnibussen. Rund hundert Personen umfaßt die kleine Kolonie deutscher Berater in der Stadt von 300 000 Einwohnern. Von Proletarierarmut ist in dieser mustergültigen Siedlung nichts zu spüren.







Unsere Reporterin Gritli von Mitterwallner berichtet aus Fernost



Mit dem Elefanten-Taxi machen die deutschen Familien interessante Ausflüge in die Umgebung der Industriestadt mit ihren uralten Kulturdenkmälern und Naturwundern. Hier besucht ein Ehepaar die alte Bergfestung Amber bei Jaipur. Neben den zahmen Arbeitselefanten gibt es rings im Dschungel um das städtische Jamshedpur noch viele wilde Herden, ebenso wie Tiger und anderes seltenes Wild.

❶ **Mit Schwabenfleiß** erklärt hier der deutsche Fachmann Zornath dem zukünftigen indischen Planungsingenieur ein neues Projekt der riesigen Industrie-Anlage. Zur reibungslosen Zusammenarbeit gehört bei beiden viel Takt und Fingerspitzengefühl.

❷ **Spätzle sind teuer.** Man muß sich die meisten Zutaten seiner Nationalgerichte über Tausende von Kilometern aus der Heimat kommen lassen und Zoll und Luxussteuer bezahlen. Trotzdem verzichtet Frau Zornath nicht auf diese Magenfreuden.

❸ **Personal ist billig.** Köchinnen, Hausmädchen und Gärtner melden sich in Hülle und Fülle, um in den deutschen Haushalten zu arbeiten. Auf diese Weise lernen die Kinder neben dem Schulenglisch im Umgang mit dem Personal auch spielend Indisch.

Nur noch wenige Kilometer – ein Ruck und der Nachtexpreß Kalkutta-Bombay kam mit kreischenden Bremsen zum Stehen. Tatanagar – stand auf dem stattlichen Bahnhofsgebäude mit großen Lettern geschrieben. Vor noch kaum einem halben Jahrhundert breiteten sich hier endlose Urwälder aus; gaben sich Panther, Tiger und wilde Elefanten an dieser Stelle ein Stelldichein, bis der bekannte Parse Jamshedji N. Tata, Indiens Industriepionier, kam und Anfang des 20. Jahrhunderts die Tata-Stahlwerke und Tatanagar (wörtlich Tata-Stadt) gründete, heute das Zentrum der indischen Schwerindustrie. Eine ganze Konglomeration von Hüttenwerken, Gießereien und weiterverarbeitenden Fabriken, Produktionsstätten für Lokomotiven, Omnibusse und Lastwagen legte sich im Lauf der Jahre wie ein Kranz um das stählerne Herz. Eine blühende Industriestadt mitten im Busch und Trockendschungelland von heute 300000 Einwohnern wurde hier in wenigen Jahrzehnten aus dem Boden gestampft. Es entstand keine jener staubverschmutzten, grauen Industriestädte wie sie bei uns im Westen existieren.

In einer der Villenkolonien von Jamshedpur, ganz am Rande der Stadt, dort, wo schon der Dschungel wieder beginnt, entdeckte ich eine „Stuttgart-Straße". Ich wurde neugierig, stieg aus, und richtig, ich fand vor allen Toreinfahrten deutsche Namensschilder. 43 deutsche Techniker, Meister und Ingenieure, aus dem Raum München und Stuttgart, mit ihren Familien leben hier, nachdem sie teils 1950, teils 1954 im Rahmen

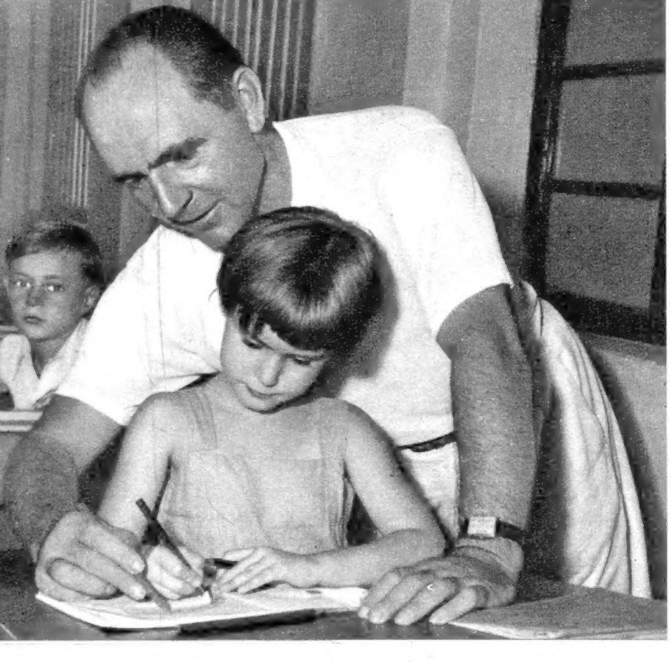


Spätzle im Dschungel

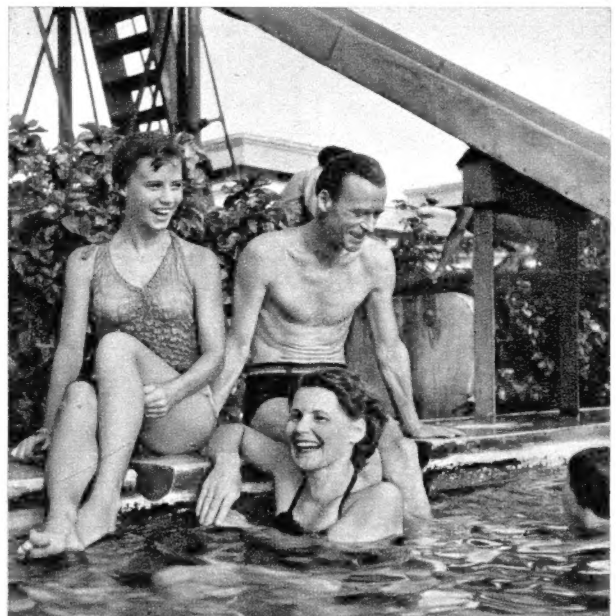
Der Bungalow, ebenerdig und einstöckig, wartete mit vollkommener Einrichtung auf die schwäbische Familie, die nur mit ihren Kleiderkoffern und persönlichsten Dingen anzureisen brauchte.



Der Hausboy ist in Indien eine Selbstverständlichkeit, denn bei 40 Grad im Schatten wird für den Europäer auch der kleinste Handgriff oft zur Schwerarbeit.



Schulprobleme gibt es für die deutschen Kinder in Jamshedpur nicht, denn die Tata-Werke bauten ein Schulhaus und verpflichteten einen Lehrer aus der Heimat.



Im Klub der deutschen Kolonie ist stets das Schwimmbassin im Garten der Hauptanziehungspunkt, und Familie Zornath tummelt sich dort in jeder freien Minute ihres heißen Alltags.

eines technischen Hilfsabkommens zwischen den indischen Tata-Lokomotiv- und Automobilwerken und zwei großen deutschen Firmen ins indische Ruhrgebiet nach Jamshedpur verpflichtet worden waren, um dort die Produktion in Gang zu bringen und das indische Personal anzulernen.

Man hört verhältnismäßig wenig von dieser bewährten deutsch-indischen Zusammenarbeit und den entsprechenden Erfolgsziffern; weniger jedenfalls als von dem mit Hilfe von 33 deutschen Firmen vom indischen Staat erbauten Hüttenwerk Rourkela, 240 Kilometer westlich von Jamshedpur im „indischen Ruhrgebiet".

Freilich, die deutsche Kolonie von Rourkela ist mit 800 Technikern und ihren Familien die weitaus größte, die jemals in Indien Arbeit gefunden hat. Aber sie kamen erst vor wenigen Jahren ins Land. Die Deutschen von Jamshedpur dagegen zählen nach Abzug jener Facharbeiter, die ihren Arbeitsvertrag mit Ingangsetzung des Lokomotivbaus beendet haben, zwar nur noch rund hundert Personen, aber sie sind die am längsten eingesessenen deutschen Familien im Land und können daher wohl am besten darüber Auskunft geben, wie es sich 10000 km fern der Heimat lebt.

Der Direktor der Tata-Werke empfahl mir: „Die Familie Zornath ist genau das, was Sie suchen! Der Mann lernt in unserer Planungsabteilung die zukünftigen indischen Planer an. Er hat eine reizende junge Frau und zwei Töchter im schulpflichtigen Alter."

Und so erlebe ich in den nächsten Tagen den Alltag einer deutschen Familie im tiefsten Indien mit. Ich begleite die Kinder zur Schule; gehe mit der Hausfrau zum Einkaufen auf den Markt. Ich fahre mit Herrn Zornath frühmorgens zum Werk und beobachte ihn an seinem Arbeitsplatz. Und sonntags nehmen sie mich in den deutschen Klub mit.

„Aber schreiben Sie nicht, daß wir hier wie die Fürsten leben", meinte Herr Zornath lachend. „Die zu Hause sollen kein falsches Bild bekommen." Damit schnitt mein Gastgeber eine recht schwierige Frage an: Das Für und Wider einer Arbeitsplatzverlegung mit Sack und Pack in die Tropen.

Die Familie Zornath hat es zwar in vieler Hinsicht besonders günstig getroffen. In Jamshedpur ist alles schon seit Jahrzehnten eingelaufen. Dort gibt es werkseigene Hospitäler, Klubs, Schwimmbäder, moderne Einkaufszentren, Sport- und Parkanlagen und hübsche, zeitgemäße Wohnkolonien, während die Deutschen in Rourkela die notwendigsten Einrichtungen unter schwierigsten Bedingungen in wirklicher Pionierarbeit erst selbst im Dschungel schaffen mußten. Die Ersten lebten 1955 sogar zunächst in Zelten!

Die deutschen Familien für Jamshedpur hingegen kamen sozusagen schon ins warme Nest. Komfortable Bungalows mit der gesamten Einrichtung, dem in den Tropen unerläßlichen Eisschrank und der Klima-Anlage erwarteten sie. Auch ein Auto stand bereit. Ebenso war ihr Einkommen zwischen der Leitung von Tata und ihrer deutschen Firma steuerbegünstigt ausgehandelt worden. Außer dem von den Indern gezahlten vollen Gehalt, das entsprechend den anfallenden höheren Mehrkosten in den Tropen für Techniker monatlich 2000 DM und darüber beträgt, wird ihnen zu Hause ein weiterer Monatslohn plus Tropenzulage auf die Bank weitergezahlt. Und doch – so günstig auch alle finanziellen und sonstigen Bedingungen lauten mögen – ist das Leben in einem so heißen Land wie Indien kein reines Vergnügen. Denn dafür muß die Familie die ungewohnten klimatischen Verhältnisse in Kauf nehmen. Und das will etwas heißen, besonders während der zwei Monate heißer Vormonsunzeit im Mai und Juni, bevor der sehnsüchtig erwartete abkühlende, alljährliche Regen fällt. Während wir in der Heimat vergleichsweise schon bei 30, 35 Grad im Schatten stöhnen und die Schulen, Ministerien und Ämter Hitzeferien einlegen, müssen die Deutschen in Jamshedpur noch etliche Grad mehr bis zu 42, 45 oder gar 50 Grad durchstehen, und zwar Tag und Nacht!

„Allerdings, wir richten es uns dann, wenn möglich, so ein", sagt mir Frau Zornath, „daß wir in dieser heißesten Zeit den Urlaub mit unserer jüngsten Tochter in einer kühlen Bergstation verbringen. Unsere Größere schicken wir ohnehin in eine höhere Töchterschule in Darjeeling im Himalaja. Aber das kostet wiederum eine Stange Geld."

Nach einer Weile fügte sie nachdenklich hinzu: „Das hohe Gehalt meines Mannes ist ja ganz schön. Aber wir müssen auch mit dem Pfennig, beziehungsweise hier mit der „Anna" oder „Naya Paisa" rechnen, wenn wir uns während unseres Indien-Aufenthaltes etwas zusammensparen wollen."

„Nehmen Sie allein das Essen: Einheimische Nahrungsmittel und Früchte sind hier zwar billig, aber man will doch nicht immer Reis und scharfes Curry essen. Das geht nur kurze Zeit, wenn man ein paar Wochen Ferien in einem fremden Land verbringt. Aber wenn es länger – Jahr über Jahre – dauert, dann sehnt sich der Gaumen doch nach der gewohnten Kost von zu Hause. Und in den Tropen ist das kostspielig. Wie alle importierten Waren im devisenarmen Indien sind sie überdies noch mit Luxussteuer und ungewöhnlich hohen Zöllen belegt. Eine Flasche Bier ist zum Beispiel nicht unter 5,50 DM zu haben. Eine Pfunddose Sauerkraut kostet 4,20 DM!

„Freilich", Frau Zornath lächelt, „der Haushalt läuft hier von alleine, weil es in Indien im Gegensatz zu Deutschland noch einen Überfluß an Arbeitskräften – also auch an Hausangestellten – gibt. Viele indische Hausmädchen sind Perlen, wie wir sie zu Hause schon längst nicht mehr bekommen. Dabei kosten sie alle zusammen – Koch, Boy, Ayah (Kindermädchen) und Gärtner – so viel wie eine Hausangestellte in der Bundesrepublik. Sie erhalten jeder 30,— Rupien (27,— DM) ausbezahlt und verpflegen sich dabei noch selbst."

Beide aber, Herr wie Frau Zornath, waren sich schließlich darüber einig, welch große Chance ein Auslandsaufenthalt für ihre Kinder ist. Sie lernen schon in jungen Jahren fremde Länder und Kontinente kennen und wachsen zwei- oder dreisprachig auf. Neben Deutsch, das sie zu Hause sprechen, erlernen sie spielend Englisch, die Unterrichtssprache an den höheren indischen Schulen und im Umgangsleben. Und die Kleine kann sich sogar perfekt auf Bihari mit ihrer Ayah unterhalten! Und diese Fähigkeit des leichten Überwechselns von einer Sprache in die andere wird ihnen im späteren Leben noch zugute kommen.


ERNTE 23
REEMTSMA
ERNTE 23
CIGARETTEN
FILTER
VON HÖCHSTER
REINHEIT

Zum Titelbild

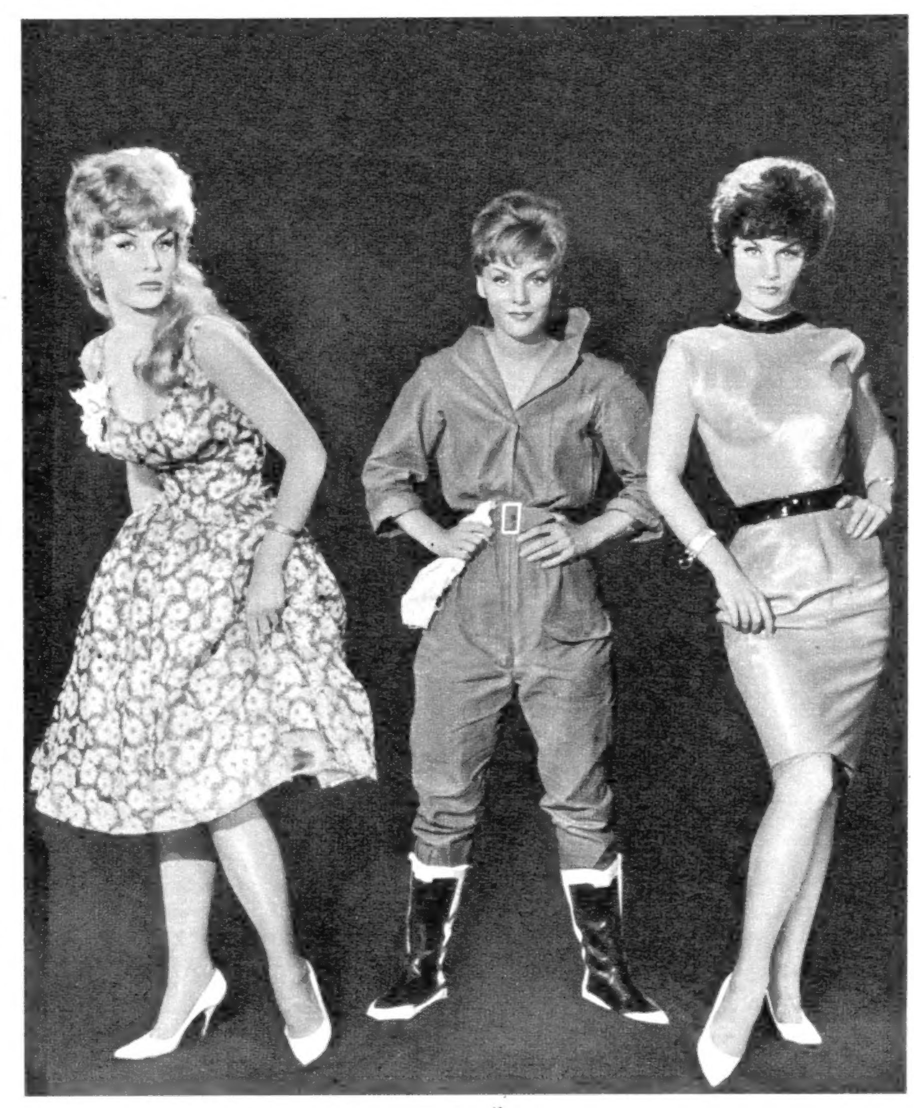
Mal blond, mal schwarz und einmal rot

Die drei Gesichter der Heidi Brühl

Heidi Brühl ist doppelte „Goldmedaillen"-Trägerin: Sie erhielt kürzlich die „Goldene Schallplatte" für den Schlagererfolg „Wir wollen niemals auseinandergehn", und als Fernsehstar wurde sie durch die Verleihung des „Goldenen Bildschirms" gewürdigt. Sie hat mit ihren 19 Jahren schon 19 Filme gedreht, eine Tatsache, die für sich selbst spricht. Nach ihrem Auftritt im englischen Fernsehen lernt sie jetzt eifrig Französisch, denn noch in diesem Jahr wird sie auch in Frankreich auf dem Bildschirm erscheinen.

„Immer will ich dir gehören" heißt das erste Farbfilmmusical mit Heidi Brühl. Arno Assmann, der Intendant vom Münchener „Gärtner-Platz-Theater", führte hier seine erste Filmregie. Heidi Brühls Partner sind Helmut Lohner (oben) und Hans Söhnker (unten). Beide verlieben sich in das gleiche Mädchen, und wissen nicht, daß die Kleine einmal blond und einmal schwarz auftritt.





▶ **Fröhlich, kess und attraktiv** singt und tanzt die 19jährige Heidi Brühl durch die Handlung. Als fröhlicher blonder Tankwart Anne, als attraktive schwarze Verkäuferin Mary und als kesse rotblonde Helga spielt sie im wahrsten Sinne ein dreifaches Leben. Laut Drehbuch ist sie die Studentin Marianne, die sich das Geld für richtige Semesterferien durch zwei Jobs verdient; tags als Verkäuferin, nachts als Tankwart. „Das süße Leben" tarnt sie durch eine Perücke.

Wer schießt den Vogel ab?

Mit den Augen der Hausfrau prüfen hauswirtschaftliche Beraterinnen alle GEG-Waren, die in den Konsum-Läden zum Verkauf gelangen, auf ihre Qualität und ihren hauswirtschaftlichen Wert. In den letzten Jahren führte die GEG über 17 000 Versuche durch. Auf den Tisch der Konsum-Käuferinnen soll immer nur das Beste kommen.



Mit Pfeil und Bogen auf Entenjagd? Wer heute erfolgreich sein will, bedient sich moderner Mittel. Die Hausfrau kann gerade beim Einkauf beweisen, ob sie mit der Zeit geht, ob sie „den Vogel abschießt". Die tüchtige Hausfrau sucht konsequent nach Qualität, nach hoher Qualität zu günstigem Preis. Sie weiß: Das Teuerste muß nicht unbedingt das Beste sein. Man kann auch gute Ware schon sehr preiswert bekommen. Nämlich dort, wo modern produziert und knapp kalkuliert wird. So macht es der Konsum.

Der Konsum steht immer auf der Seite des Käufers. Sie wissen das, wenn Sie im Konsum gekauft haben. Oder kennen Sie ihn nur vom Hörensagen? Dann suchen Sie doch einmal ein Konsum-Geschäft auf! Sie werden bestätigt finden, was Millionen von Hausfrauen schon erfahren haben:

Im KONSUM kaufen kluge Kunden

Sehr ernst nahmen die jungen Soldaten ihre Aufgabe. Gleich einer stachelbewehrten Mauer rückten sie mit aufgepflanztem Seitengewehr



Das würde auch Ulbrichts Störenfrieden widerfahren. Mit Tränengas wurden die Demonstranten in die Flucht geschlagen. „Wir wünschen es nicht, daß diese Übung je Wirklichkeit wird", sagte uns der amerikanische Kommandeur, „aber wir sind auf jede Möglichkeit vorbereitet."



gegen die Pseudo-Demonstranten vor.

Bange machen gilt nicht!



Von westlicher Seite wird in Berlin alles getan, um jede Provokation und jeden Konflikt zu vermeiden.

Berlin im Handstreich nehmen ... Diese papiernen Wunschträume liegen mit Sicherheit in sowjetzonalen Panzerschränken, denn wie man „Volkserhebungen" inszeniert, das haben die Bürgerkriegsstrategen in der Moskauer Emigration gelernt. Die Sowjets haben in vierzig Jahren reichhaltige Erfahrungen gesammelt. Aber die Truppen der Westmächte sind auf solche Zwischenfälle, bei denen die Machthaber in Moskau ihre Hände in Unschuld waschen würden, genügend vorbereitet. Wir waren dabei, als die amerikanische Garnison in Berlin ihr „riot training" abhielt, die Übung zur Bekämpfung von kommunistischen Unruhen.

Panzerwesten schützen die Soldaten vor Schlag- und Schußverletzungen.

Sie tanzten um

ANNA PAWLOWA, der sterbende Schwan

Ballett aus Rußland — Ballett schlechthin, das bedeutet für viele Menschen heute noch: Anna Pawlowa. Und der Name Anna Pawlowa wird wohl auf immer untrennbar mit dem „Sterbenden Schwan" verbunden bleiben. Wenige unter uns haben diese außerordentliche Tänzerin noch selbst tanzen sehen. Doch sind heute noch, beinahe dreißig Jahre nach ihrem Tode, so viele Berichte, Erzählungen, Anekdoten und Bilder von ihr im Umlauf, daß ihre Gestalt durchaus noch frisch und lebensvoll vor unseren Augen steht.
Wer war diese Künstlerin, die noch zu ihren Lebzeiten zur Legende wurde? Die sich mit eiserner Disziplin mehr als zwanzig Jahre lang auf der Bühne hielt? Die nur im Rampenlicht wirklich glücklich war, und die jedes Privatleben ihrem Beruf opferte? Wenn wir den kritischen Experten ihrer Zeit glauben dürfen, so besaß sie keine außergewöhnlichen Kunstfertigkeiten und war jeder übertriebenen Virtuosität abhold. Doch verfügte sie über jene Solidität des Könnens, die von jeher als beste Tradition der russischen Schule gilt. Dazu war sie auf herbe Art schön, ehrgeizig, manchmal hart gegen sich selbst und ihre Umgebung.
Doch wird keine Analyse jemals das Geheimnis ihres Erfolges ergründen können, den Zauber ihrer Erscheinung, die Faszination ihrer Ausstrahlung, die Harmonie ihrer Bewegungen. Anna Pawlowa war ein Phänomen, ein strahlender Stern am Ballethimmel, der, kometengleich aufgestiegen, die Welt zwei Jahrzehnte lang mit seiner Kunst beglückte, um dann jäh und viel zu früh zu verlöschen.



ANNA PAWLOWA, die große russische Tänzerin, hielt sich zwanzig Jahre auf der Höhe ihrer Kunst. In ihren erfolgreichen Tänzen feierten Anmut, Zartheit und Eleganz des Rokokos lebendige Auferstehung. Unvergeßlich für alle, die sie einmal sahen, ist besonders ihre Tanzschöpfung „Der sterbende Schwan".

Den Haag, 23. Januar 1931. Es ist eine kalte Winternacht. Dicke Schneeflocken taumeln müde aus einem lastenden Himmel. Die holländische Regierungsstadt versinkt unter einer wattigen Decke.

Die Leuchtreklame des eleganten Hotels im Zentrum der Stadt vermag das Schneetreiben kaum zu durchdringen. Nur das Licht der Halle zeichnet durch die gläserne Tür des Portals ein helles Rechteck auf die Straße. Aus der Bar neben dem Speisesaal klingt der abgerissene Ton einer Geige.

In einem der luxuriös, doch etwas altmodisch eingerichteten Hotelzimmer im ersten Stock brennt noch Licht. Der Nachttisch neben dem Bett ist mit Medizinflaschen, Pillen und Gläsern bedeckt. Ein süßlicher Geruch nach Medikamenten schwebt durch den überheizten Raum.

Eine zarte, schwarzhaarige Frau liegt mit geschlossenen Augen im Bett. Im Schein der abgedunkelten Stehlampe ist ihr Gesicht so farblos wie das Kissen, auf dem sie ruht. Ihre feingliedrigen, übersensiblen Hände tasten unruhig über die Bettdecke. Nun öffnet sie die Augen, schöne, dunkle Augen, deren Blick langsam wie aus weiter Ferne in die Gegenwart zurückkehrt. Ein Stöhnen ringt sich aus ihrer Brust.

Sofort öffnet sich die Tür des Nebenzimmers. Es ist eine ältliche Frau, die sich besorgt über die Kranke beugt. Mit geschickten Händen wechselt sie die Kompresse auf der heißen Stirn der Fiebernden.

„Wie fühlen Sie sich, Anna?" fragt sie leise. „Soll ich nicht doch den Arzt noch einmal rufen? Er hat mir befohlen, ihn sofort zu verständigen, wenn das Fieber steigt..." Gewohnt, sich allen Wünschen ihrer Herrin zu unterwerfen, und entsetzt von Annas verändertem, besorgniserregendem Aussehen, bleibt sie unschlüssig vor dem Bett stehen.

Anna Pawlowa schüttelt mühsam den Kopf. „Bleib!" befiehlt sie ihrer Zofe mit schwacher Stimme. Und noch leiser, wie zu sich selbst, fügt sie hinzu: „Mir

die Welt

NEUE SERIE
von Linda Strauss



JOSEPHINE BAKER tanzt und singt immer noch und immer wieder, obgleich sie längst von der Bühne Abschied genommen hat. Aber sie braucht Geld für ihre elf Adoptivkinder der verschiedensten Rassen — ihre Regenbogenkinder.

kann kein Arzt mehr helfen..." Sie versucht sich aufzurichten, sinkt kraftlos in die Kissen zurück. „Gib mir mein Kostüm", flüstert sie, „das Kostüm zum ‚Sterbenden Schwan'... Ich muß tanzen... tanzen..."

Wieder nehmen ihre Augen diesen abwesenden Glanz an, erneut scheint sie in halbe Bewußtlosigkeit zu sinken. Die Zofe wirft sich einen Mantel über und flüchtet aus dem Zimmer. ‚Einen Arzt, schnell' ist ihr einziger Gedanke.

Anna merkt nicht, daß sie allein geblieben ist. Sie starrt in das schwarze Rechteck des Fensters, vor dem die Schneeflocken gleich graziösen Tänzerinnen durcheinanderwirbeln. Und während sie diesem Drehen und

MARGOT FONTEYN, im Privatleben die Frau des panamaischen Botschafters, ist heute Englands größte Tänzerin. Die höchste Auszeichnung, die sie erfuhr, war nach ihren eigenen Worten die Mitwirkung am Krönungsballett 1953.

Sie tanzten um die Welt

Gleiten, diesem Schweben und Sinken zusieht, fällt alle Angst von ihr ab.

Sie ist nicht mehr die große Anna Pawlowa, die gefeiertste Tänzerin der Welt. Nicht mehr die reife, trotz ihrer sechsundvierzig Jahre immer noch jugendliche und schöne Frau, die sich verzweifelt gegen die tödliche Krankheit wehrt, die sie sich wenige Tage vorher auf einer kalten Bühne zugezogen hat. Sie ist wieder ein Kind. Und die verschneite Straße vor ihrem Fenster weitet sich zur unendlichen, winterlichen Steppe ihrer russischen Heimat.

„Mütterchen", flüstert sie, „Mütterchen, ich will tanzen, ich will eine große Tänzerin werden..." Und aus ihrer Erinnerung tritt die Gestalt ihrer Mutter, einer einfachen Frau aus dem Volk, und neigt sich über die Sterbende. „Du sollst tanzen, Anna", erwidert sie, „du wirst eine große Tänzerin werden. Die größte unter allen..."

Sechzehn Stunden üben

Anna Pawlowas liebste Erinnerungen galten zeitlebens ihrer Mutter, einer zarten Frau mit sanftem Gesicht, die einen unermüdlichen Kampf gegen die bitterste Armut führte und alles tat, um der kleinen Anna das Nötigste zu verschaffen. Annas Vater war schon gestorben, als sie zwei Jahre alt war. Und so hauste sie – ein kleines, mageres Mädchen mit großen sehnsüchtigen Augen – allein mit ihrer Mutter in der Dachstube eines baufälligen Hauses in der Altstadt von St. Petersburg.

Doch Anna merkte nichts von der Armut, die sie so drückend umgab. Schon im zartesten Kindesalter galt ihre ganze Sehnsucht dem Tanz. Und als ihre Mutter sie im Jahre 1891 im Alter von sechs Jahren ins Marinski-Theater führte, erhielt sie den ersten nachhaltigen Impuls für ihr künftiges Leben.

Man gab das Ballett „Dornröschen" nach Tschaikowskys Musik. Anna war von dem Spiel auf der Bühne so gefangen, daß sie kaum zu atmen wagte, aus Furcht, den Zauber zu brechen, der sie gefangen hielt. Da – im zweiten Akt, als sich viele Paare im Walzer drehten – fühlte sie sich plötzlich am Arm berührt. Erschrocken fuhr sie auf und merkte, daß es ihre Mutter war, der ihre atemlose Hingerissenheit auffiel.

„Anna", sagte die Frau, „würdest du auch gerne mit ihnen tanzen?"

Anna jedoch schüttelte den Kopf. „Nein", erwiderte sie ernst, „viel lieber möchte ich allein tanzen, wie das Dornröschen!" Und als sie ihre Mutter nachsichtig lächeln sah, fügte sie energisch hinzu: „Eines Tages werde ich bestimmt auf eben dieser Bühne tanzen!"

Sie war schon damals felsenfest davon überzeugt, daß sich ihre Worte bewahrheiten würden.

Mit acht Jahren konnte Anna ihren Ehrgeiz nicht länger bezähmen. Und sie erreichte, daß ihre Mutter sich um eine Vorstellung bei dem damaligen Direktor der Petersburger Tanzakademie bemühte.

Zwar lächelte der Allgewaltige gütig in seinen Bart. Doch als er Anna eröffnete, daß sie noch zu jung sei und erst in zwei Jahren wiederkommen dürfe, kannte ihre Verzweiflung keine Grenzen. Tagelang, wochenlang war sie untröstlich.

Zwei Jahre lang übte sie nun ganz allein. Ab und zu wohnte sie bei Verwandten, die außerhalb der Stadt ein großes Haus führten. Doch das großzügige Leben, die festlichen Empfänge dort konnten sie nicht beeindrucken. Sie schlich sich weg, sobald sie sich unbeobachtet fühlte, und tanzte. Ihre einzigen Zuschauer waren damals die lauschigen Plätzchen des Landgutes am Fluß, die grünen Wälder, das schmiegsame Moos, die Vögel und Blumen...

Pünktlich an ihrem zehnten Geburtstag fand Anna sich dann wieder in der Akademie ein, und diesmal wurde sie aufgenommen. Sie war restlos glücklich, obwohl sie sich nun für die nächsten sechs Jahre einem Leben verschrieben hatte, das so ernst und hart war wie das einer Nonne. Die Tanzelevinnen mußten



Als Anna Pawlowa am 23. Januar 1931 in einem Luxushotel von Den Haag starb, hielt sie in ihren verkrampften Händen das Kostüm ihrer Lieblingsrolle, des „Sterbenden Schwans".



In den zwanzig Jahren ihrer großen Karriere besuchte die Pawlowa alle Weltstädte. Unser Bild zeigt sie bei einem Spaziergang mit ihrem Partner Novikoff in den Straßen Berlins.

sich strengster Disziplin unterwerfen. Bis an die Grenzen ihrer Kraft hatten sie täglich bis zu sechzehn Stunden zu üben. Anfangs mußten sie immer wieder dieselben eintönigen Bewegungen wiederholen. Doch allmählich begann sich Annas Lebenstraum zu erfüllen: Ihr wuchsen gleichsam Schwingen, sie begann wirklich zu tanzen!

Der Großfürst und die kleine Tänzerin

Bezeichnend für Annas Ehrgeiz, der schon damals stark ausgeprägt war, ist eine kleine Episode, die in diese Zeit fällt: Eines Tages besuchte Zar Alexander der Dritte die Ballettschule und ließ sich von den Elevinnen eine Tanzszene vorführen. Als der Zar nach der Vorführung Annas Freundin an seine Seite zum Tee bat, begann Anna vor Enttäuschung, daß die Wahl nicht auf sie gefallen war, heftig zu weinen und zu schluchzen. Der Direktor der Schule, vor dessen gestrengem Blick selbst große Damen verstummten, wurde vor Aufregung über diesen Ausbruch beinahe wahnsinnig. Er gab Anna verzweifelte Zeichen, sich doch um Himmels willen zu beruhigen. Doch sie dachte nicht daran, auf ihren tränenreichen Ausbruch zu verzichten.

Der Zar lächelte gnädig und fragte Anna, warum sie denn so weine. „Majestät", schluchzte sie, „möchten Majestät mich nicht auch so am Arm nehmen wie die Stanislawa?"

Da nahm sie der Großfürst Wladimir auf seinen Schoß, um sie zu trösten. Doch sie entwand sich heftig seinen Armen. „Ich brauche keinen Ersatz!" schrie sie außer sich.

Die Hofgesellschaft blickte sich betreten an. Erschrocken drängten sich die Ballettschülerinnen zusammen. Und der arme Direktor der Akademie überlegte, ob er sich auf der Stelle eine Kugel durch den Kopf jagen oder es auf die lebenslange Verbannung nach Sibirien ankommen lassen sollte.

Aber zum Glück rettete der Großfürst die Situation. Er brach in ein herzliches Gelächter aus. „O Majestät", prustete er, „so wahr mir Gott helfe! Das kleine Fräulein hat mich gehörig in die mir gebührende Stellung zurückverwiesen!"

War Anna ein psychopathischer Fall aus Übersensibilität, Eigensinn und Gefallsucht? Gewiß nicht. Doch sie war so durchdrungen von ihrer Kunst, von ihrem Können, ja von ihrer Sendung, daß sie keine Rivalen neben sich duldete. Das sollte in ihrem späteren Leben so weit gehen, daß sie ihre männlichen Partner auswechselte, so oft sie den Eindruck gewann, daß der bisherige Partner einen Teil der Aufmerksamkeit von ihr ab und auf sich zog.

Doch noch war es nicht so weit. Noch kannte kaum jemand den Namen dieser kleinen, besessenen Tänzerin. Man schrieb das Jahr 1901, und Anna war gerade sechzehn Jahre alt geworden, als sie zum erstenmal vor das Publikum trat. Ihre Begabung war damals schon so offenkundig, daß man ihr die Durchgangszeit im Corps de ballet ersparte. So machte sie ihr Debüt gleich als Solotänzerin.

Sie eroberte sich St. Petersburg im Flug. Der Name Anna Pawlowa wurde in Rußland ein Begriff, und mit 23 Jahren hatte sie als „Primaballerina Assoluta" die höchste Stufe ihrer Karriere erreicht.

Aber die zarte, zerbrechliche Frau, die von einem unbändigen Willen beseelt war, wollte mehr: „Ich bleibe nicht auf halbem Wege stehen. In wenigen Jahren werde ich entweder die Welt erobert haben oder ganz von der Bildfläche verschwinden."

1908 verläßt Anna Pawlowa als erste russische Ballerina das Kaiserliche Ballett und geht mit ihrer eigenen Tanzgruppe, der auch der unsterbliche Nijinsky angehört, nach Europa. König Georg VII. lädt sie nach London ein. Sie nimmt an und gibt ihr erstes europäisches Gastspiel im Londoner Palace Theatre. Als der Vorhang aufgeht, ist sie beinahe zu aufgeregt, um ihren Part zu tanzen. Zu oft hatte sie vom Phlegma der Engländer gehört. Und sie, die es gewohnt ist, von Beifall umrauscht zu sein, stellt sich ein unbeteiligtes Publikum als geradezu peinlich vor.

Doch Anna sollte sich geirrt haben. Sie hatte ihren Tanz kaum beendet, als nach sekundenlangem Schweigen das ganze Haus in stürmischen Applaus ausbrach. Man erzwang unzählige Wiederholungen, wieder und wieder wurde sie vor den Vorhang gerufen. Ihre freudige Bewegung war so groß, daß sie dem Publikum kaum zu danken vermochte.

„Es war einmal eine Feder..."

Kurze Zeit darauf trat sie zum ersten Mal in der Covent Garden Opera auf. Und innerhalb weniger Wochen lag ihr ganz London, der königliche Hof eingeschlossen, zu Füßen. Doch eine der unbedingtesten Anerkennungen, die ihr in England gezollt wurde, stammte nicht von einem König oder einer Prinzessin, sondern von einem kleinen, unbekannten Schulmädchen, das von seinen Eltern zu einem der Tanzabende Anna Pawlowas mitgenommen wurde. Als dem Kind wenige Tage später in der Schule die Aufgabe gestellt wurde, ein Märchen zu schreiben, begann es seinen Aufsatz mit den Worten: „Es war einmal eine Feder. Sie hieß Anna Pawlowa..."

Dieses reizende Wort wurde Anna von einem ihrer Bewunderer hinterbracht. Sie sollte es ihr ganzes Leben lang lieben.

Doch nicht alles, was Anna Pawlowa in England erlebte, spielte sich in London ab. Ihr unruhiges, ehrgeiziges Blut trieb sie immer weiter und weiter, von Land zu Land, von Stadt zu Stadt. Als sie für einige Wochen in Nottingham auftrat, erhielt sie jeden Abend einen prachtvollen Strauß roter Rosen. Vor der letzten Vorstellung wurde ihr dann neben dem ausgesucht schönen Strauß der „Roses de France" die prächtigste Bonbonniere zugesandt, die sie je erhalten hatte. Auf dem Deckel fand sich ein Porträt, das Anna im Kostüm des „Sterbenden Schwans" zeigte. Es war offenbar von Meisterhand in Öl gemalt worden.

Anna konnte den Geber dieser wertvollen Geschenke, die sicher mehrere hundert Pfund gekostet hatten, nicht ermitteln. Abends, vor der Vorstellung, sah sie sich prüfend im Theater um. Sie wollte den großzügigen Spender unbedingt ausfindig machen. Schließlich entdeckte sie in der Proszeniumsloge einen jungen Stutzer, dem sie ein solches Zeichen seiner Verehrung wohl zugetraut hätte. Er hatte keine von Annas Vorstellungen versäumt, saß immer allein in seiner Loge und war Anna schon früher wegen seiner hingebungsvollen Anbetung aufgefallen.

Da das Geschenk so erlesen und geschmackvoll war, ließ Anna es nach der Vorstellung im ganzen Theater herumzeigen, damit auch die Zuschauer sich daran ergötzen konnten. In diesem Augenblick stürmte ein Polizeibeamter in den Saal, konfiszierte das Geschenk, und ein zweiter Polizist verhaftete den jungen Mann in der Proszeniumsloge.

Anna, außer sich vor Schrecken und Mitleid, versuchte sich ins Mittel zu legen. Sie ließ den einen der Polizisten in ihre Garderobe bitten und fragte ihn nach der Ursache des Zwischenfalls.

Der Beamte drehte verlegen seine Mütze zwischen den Händen. „Es tut mir sehr leid, Madame", er räusperte sich unbehaglich, „aber dieser junge Mann ist Kommis in einem großen Handelshaus. Er hat den Betrag für die Geschenke in seiner Firma unterschlagen."

Anna versuchte, zugunsten des jungen Mannes zu sprechen. Sie hielt sich – wenn auch ungewollt – mitschuldig an der Verfehlung des jungen Mannes.

Viel später, Anna war inzwischen längst aus England abgereist, erfuhr sie zu ihrer Erleichterung, daß der junge Sünder mit einem Verweis davongekommen war. In Anbetracht seiner Jugend und des romantischen Zaubers, der seinen Fall umgab, ließ man Gnade vor Recht ergehen.

Blut auf der Hand der Kaiserin

Die nächste Station auf Annas Siegeszug um die Welt war Paris. Sie gewann dort viele berühmte Freunde, unter ihnen die Duse und Sarah Bernhardt. Auf Pariser Theaterzetteln aus dieser Zeit finden wir den Namen Anna Pawlowa über denen Nijinskys, Michael Mordkins und Tamara Karsawinas. Die Leitung des „Ballet Russe" hatte der weltberühmte Diaghilew. Doch Anna hielt es nicht lange in dieser Gruppe. Es schien ihr unzumutbar, neben der Karsawina und neben Nijinsky zu tanzen. Die Primaballerina Assoluta Anna Pawlowa konnte keine anderen Götter neben sich dulden.

Außerdem wollte sie sich nicht damit begnügen, lange an einer Stätte zu tanzen. Sie wurde zur Nomadin ihrer Kunst, zum ersten „Star" in unserem heutigen Sinne, wenn man es so nennen will. Der musikalische Leiter ihrer Truppe, Theodor Stier, hat aufgezeichnet, daß er in den sechzehn Jahren gemeinsamen Wirkens bei insgesamt 3650 Vorstellungen und über 2000 Proben für die Pawlowa gespielt habe. Die Summe der zurückgelegten Kilometer belief sich auf 500 000. Eine geradezu unglaubliche Strecke, gemessen an den Verkehrsmitteln der damaligen Zeit!



Die Großen der Welt drängten sich um die Pawlowa; Maler und Bildhauer schätzten sich glücklich, wenn die Primaballerina ihnen Modell saß. Auf unserem Foto — aus den Tagen des Erfolges — ist ein russischer Künstler am Werk.

Nach Paris besuchte Anna Pawlowa Stockholm, wo sie von König Oskar mit dem schwedischen Orden „Litteris et artibus" ausgezeichnet wurde. Und kurz vor dem ersten Weltkrieg eroberte sie sich noch Berlin, wo Kaiser Wilhelm – hingerissen von ihrer Kunst – das erste Zeichen zum Applaus gab. Nach der Vorstellung wurde sie in die Hofloge gerufen.

Die Kaiserin reichte Anna die behandschuhte Hand zum Kuß. Da bemerkte Anna zu ihrem Schrecken Spuren ihres Lippenstiftes auf dem Handschuh der Kaiserin!

Rouge auf dem Handschuh der Kaiserin! Blut auf der deutschen Hand! Anna hätte keine Künstlerin und keine Russin sein dürfen, um nicht ihr Leben lang bedeutsame Winke und Ahnungen in an sich unwichtigen Begebenheiten zu erblicken. Sie war über diesen Zwischenfall so entsetzt, daß sie die Audienz kaum zu überstehen vermochte. Anschließend brach sie in ihrer Garderobe aufweinend zusammen.

„Es wird Krieg geben", schluchzte sie, „ein fürchterliches Völkermorden... Ich weiß es, ich habe Blut auf der Hand der Kaiserin gesehen..."

Ihre Freunde und Vertrauten vermochten sie kaum zu beruhigen. Doch sie sollte recht behalten: Drei Monate später dampfte ihre Heimat und die des deutschen Volkes in Blut und Mord des Krieges.

Knapp vor Ausbruch des Krieges stattete Anna Pawlowa Spanien einen Besuch ab. Während ihres Gastspiels in Madrid beehrte sie der König und dessen Mutter Abend für Abend mit seiner Anwesenheit. Und Abend für Abend erhielt sie vom Königshaus eine herrliche Blumenspende.

Die Gauchos von Mexico City

Anna vermochte selbst nicht zu verstehen, warum sich jeden Abend nach dem Theater eine Unzahl Menschen vor ihrem Hotel versammelten und nicht eher weggehen wollten, als bis sie vom Balkon aus zu ihnen gesprochen hatte.

Auf solche Art hatte Anna Pawlowa in wenigen Jahren das erreicht, wovon sie als kleine, unbekannte Tanzelevin geträumt hatte: Ruhm und Reichtum, Bewunderung und Liebe. Könige und Fürsten legten ihr kostbare Geschmeide zu Füßen, verliebte Männer bestürmten sie mit Briefen und Blumen und flehten sie an um ein winziges Zeichen ihrer Gunst, um ein Rendezvous, ein kurzes Zwiegespräch. Doch Anna auf ihrem unaufhaltsamen Weg zur Vollkommenheit hatte keine Zeit für ein privates Glück.

„Die göttliche Unzufriedenheit ist es", sagte sie damals, „die uns Künstler immer vorwärtstreibt. Wir verzichten auf das, was die Menschen so schön finden: das göttliche Wunder eines wirklichen Familienlebens, das ruhige Wachstum mit und für seine Umgebung. Und alles das nur, weil uns der Ehrgeiz nicht zur Ruhe kommen läßt. Für uns Künstler bedeutet Stillstand Tod..."

So hielt es sie auch nicht lange in ihrem neu errichteten Heim in Hampstead bei London, mit seinem weiten Park und seinen Teichen, in denen schöne weiße Schwäne majestätisch dahinglitten. Sie hatte sich Rußland und Europa erobert. Nun stand ihr Sinnen und Trachten nach dem Orient, nach China und Japan, und nach der neuen Welt: Amerika.

Doch während sie im Orient von der Höflichkeit und der Aufgeschlossenheit seiner Menschen für den Tanz begeistert war, konnte sie sich nur schwer an das viel kühlere, hektische Leben Amerikas gewöhnen. Dennoch blieb sie sieben Monate in den Vereinigten Staaten, wo sie programmäßig eine Stadt nach der anderen besuchte. Und bald jubelten ihr die Yankees ebenso begeistert zu, wie vorher die Bewohner anderer Länder.

Allerdings ging auch diese Tournee nicht ganz ohne Schwierigkeiten ab: Einmal wollte man der großen Pawlowa das Auftreten verbieten, wenn sie nicht längere Ballettröckchen anzöge. Ein andermal brach in einem Theater in Kalifornien während der Vorstellung Feuer aus. Und als sie einmal nach San Franzisko fuhr, riß ein Erdrutsch die Eisenbahnbrücke weg, und der Zug konnte gerade noch knapp vor dem Abgrund anhalten. Ganz abgesehen von den ungeheuren Strapazen, die diese Tournee für die Tänzerin mit sich brachte: Oft mußte sie knapp nach der Vorstellung zum Zug stürzen, um sich dann, an dem neuen Bestimmungsort angekommen, sofort umzukleiden und aufs neue auf der Bühne zu erscheinen.

Und dann kam der Abend in Mexico City, an dem Anna Pawlowa zu spät bemerkte, daß die Bühne des dortigen Theaters für ihre Ansprüche zu schmal war.

„Ich kann hier mit meiner Truppe unmöglich tanzen!" erklärte sie dem völlig verzweifelten Impressario.

Der raufte sich die Haare. „Das ganze Haus ist bereits ausverkauft!" jammerte er außer sich. „Und die Straße ist vollgedrängt mit Gauchos! Sie werden nicht auf die Vorstellung verzichten! Sie werden mich erschießen, Madame, sie werden mich lynchen!"

Schließlich gab ihm die Verzweiflung eine rettende Idee ein: Anna Pawlowa würde in der Stierkampfarena der Stadt tanzen! Als die Gauchos das erfuhren, begannen sie wie wild in die Luft zu schießen, auf der Straße umherzugaloppieren und ihre Hüte hoch zu schleudern.

Anna stand, etwas bleich, am Fenster ihrer Garderobe und sah dem wahnwitzigen Treiben auf der Straße zu. Zum erstenmal spürte sie, wie sie der Mut verlassen wollte. „Ob das gut geht?" fragte sie zweifelnd.

Es ging gut. Hingerissen von der Wildheit ihrer Zuschauer, und angefeuert von ihrem Temperament, tanzte sie, so gut sie konnte. Als sie schließlich in ihren Knicks versank, brach ein Höllenlärm los. Als Zeichen ihrer Verehrung warfen die Mexikaner ihre Sombreros in die Arena zu Annas Füßen. Diese breitkrempigen Hüte, ringsum von Gold- und Silbermünzen beschwert, stellen einen ungeheuren Wert dar. Und wenn man bedenkt, daß sich die Mexikaner im allgemeinen lieber von ihrem Leben als von ihren Sombreros trennten, kann man ermessen, wie phantastisch diese Huldigung war.

Noch einmal erhielt Anna Pawlowa Münzen zum Geschenk. Das war, als sie in Caracas tanzte und ihr der Präsident von Venezuela eine flache Samtschachtel überreichen ließ, in der ihr Name mit Zwanzig-Dollar-Goldstücken eingelegt war.

Bis dahin war es allerdings ein weiter Weg, um eine große Tänzerin zu werden, die größte unter allen. Trotz härtester Arbeit und anstrengendster Strapazen zeigte die graziöse Frau mit den herben Zügen kein Zeichen des Alterns. Zeit ihres Lebens war sie im Grunde ihres Herzens ein einfacher Mensch geblieben mit einem kindlichen Hang zu ausgelassener Freude:

„Als ich mich das erstemal in Paris vor dem Publikum mit blutenden Füßen verneigte und der Beifall über mir zusammenschlug, mußte ich vor Glück einfach aufschreien..."

Der sterbende Schwan

Und jetzt, in dieser kalten Nacht des 23. Januar 1931, als sie mit dem Tode rang, zog noch einmal ihr Leben wie ein Film an ihrem geistigen Auge vorbei. Unaufhaltsam sanken die Schneeflocken vor den Fenstern zur Erde nieder. Die kleine Uhr auf dem Kaminsims tickte leise und verschlang die Zeit.

Annas Hände verkrampften sich in dem Kostüm des „Sterbenden Schwans", das ihr die Zofe auf die Bettdecke gelegt hatte. Sie durfte noch nicht sterben! Sie liebte das Leben, dessen reiche Fülle sie umgab. Sie war doch noch nicht alt, kaum sechsundvierzig Jahre!

Anna versuchte sich aufzurichten. Es war ihr, als höre sie Musik. Sie lauschte und erkannte die vertrauten Klänge des „Schwans" von Saint-Saëns, jener Musik, die ihr der berühmte Komponist zu ihrer bekanntesten Tanzschöpfung geschrieben hatte.

Mit einem verklärten Lächeln sank Anna in die Kissen zurück.

Am nächsten Morgen meldeten die Zeitungen den Tod Anna Pawlowas, der größten Tänzerin ihrer Zeit. In den Herzen der Millionen, die den „Sterbenden Schwan" gesehen haben, wird sie für immer unvergessen bleiben.

Im nächsten Heft:
Margot Fonteyn, die Frau des Botschafters

Mit seinem Viersitzer, allerdings nur einem alten Fahrrad für vier Personen, und einer kleinen Schar von Mit-Spaßmachern kommt an jedem Donnerstag der bekannte Pariser Spaßmacher Aguigui zu den Kindern ganz am Rande der Stadt hinaus, um ihnen das zu bringen, was ihnen am meisten fehlt:

Ein bißchen Freude

Das ärmliche Grau ihres Daseins vergessen die Kinder zwei Stunden lang bei seinen Späßen. Sie vergessen die windige Wohnbaracke, die kalte Nissenhütte, in der sie hausen, sie vergessen, daß bei ihnen zu Hause das Lachen genauso knapp ist wie das Geld, und sie vergessen, daß es irgendwo in der großen Lichterstadt Paris einen richtigen Zirkus gibt und Kinder, die das Geld haben, um ihn besuchen zu können. Sie haben ihren eigenen Zirkus, und sie spielen mit, als gehörten sie selbst dazu — so wie die junge Mathematiklehrerin Paulette, die den Spaßmacher jedesmal begleitet.



Lachen und lachen lassen — das ist Aguiguis Devise. Paris hat schon einmal über ihn gelacht, als in seinem Restaurant die Gäste nicht zu bezahlen brauchten, wenn sie nicht wollten. Diese kleinen Gäste hier zahlen auch nicht, aber ihr fröhliches Geschrei ist ihm Lohn genug. Aguigui verschenkt gute Laune kostenlos, nicht nur weil er vielleicht ein Original ist, sondern weil er ein Herz für die Menschen hat, besonders für die Kinder. Wer zum Schluß der Vorstellung den Possenreißerhut einmal aufsetzen darf, der fühlt sich doppelt stolz und glücklich — bis zum nächsten Donnerstag.

Liebling, wir werden älter

Roman von Inge Rösener

Percy sperrte die Haustür auf und schnupperte. Es roch infernalisch gut. Er durchquerte die Diele und sah in die Küche. Da stand Uli am Herd, hatte sich eine Schürze umgebunden und summte leise vor sich hin.

„Du Bipsi, meinst du nicht, ein Schuß Kognak täte dem Paprikahuhn gut? Ich hab schon ordentlich Knoblauch drin."

Und da keine Antwort kam, drehte er er sich um. „Hallo." Das klang ziemlich verwundert und nicht mal sehr erfreut. „Was machst denn du hier? Wolltest du mit uns essen?"

Percy drehte den Panama in der Hand. Er kam sich vor wie einer, der um eine Kleinigkeit gebettelt hatte.

„Keineswegs."

„Ich weiß nämlich nicht, ob es dann reichen würde, schließlich konnte ich nicht ahnen, daß Besuch kommt."

Besuch!

„. . . und schließlich, wir müssen uns doch sowieso dran gewöhnen, daß es dich nicht mehr gibt."

„So ein Unsinn. Natürlich gibt es mich noch. Auch wenn ich in der Stadt wohne, löse ich mich doch nicht in Luft auf. Ich wollte nur mal nach Alix sehen. Und dann die Arche bringen."

„Ach", Uli rührte schon wieder in einem der brodelnden Töpfe und Percy drehte sich vor Appetit der Magen um.

„Du läßt Alix die Arche? Das nenne ich großzügig."

Percy drehte sich auf dem Absatz um. Das, was ihm sein eigener Sohn da eben bereitet hatte, war nicht ganz das, was man einen großen Bahnhof nannte. Bipsi kam die Treppe runter.

„Hallo", rief sie flüchtig und zu Uli „Du, ich habe alle kleinen Tischchen ins Schlafzimmer gestellt. Geht prima, daß wir alle miteinander bei Alix essen. Paß auf, das wird ein ganz bombiger Abend, besser als jede Party."

Sah ganz so aus. Percy flüchtete in sein Arbeitszimmer.

„Was willst du denn noch hier?" Granny saß an seinem Schreibtisch und beschriftete Briefe. „Ich wollte dir gerade deine Post nachsenden. Laß doch bitte das Postamt wissen, daß deine Briefe von dort aus umgeleitet werden, damit erspartst du mir eine Menge Arbeit."

Sie nahm den Hörer und wählte eine Nummer und Percy dachte, daß er zum erstenmal, seit er seine Mutter kannte, den Widerschein von Schadenfreude auf ihrem Gesicht bemerkte.

„Dicky Sanders?" flötete sie dann süß. „Hier spricht Granny Frank. Alix hat mich gebeten Ihnen für die zauberhaften – wirklich zauberhaften Gladiolen zu danken. Und es würde ihr gut passen, wenn Sie morgen zum Tee kommen, ganz recht, so gegen fünf. Natürlich werde ich es bestellen, also so long!"

Percy ging zur Bar, eine blinde Wut in sich. Aber die Bar war leer.

„Ich wußte gar nicht, daß du dich so gut zur Kuppelmutter eignest", spottete Percy.

„Warum soll Alix denn keine Krankenbesuche empfangen? Du bist doch schließlich auch einer davon. Und schließlich haben wir alle miteinander keine Lust, den Kopf hängen zu lassen, bloß weil du ‚ein neues Leben beginnst'. Nebenbei, die Bar, die du wohl suchst, befindet sich oben im Schlafzimmer."

Percy stieg die Treppe hinauf, doch auf halber Höhe fiel ihm ein, daß er Alix eigentlich Blumen hätte mitbringen müssen. Wenn selbst dieser Dicky Sanders, lächerlich. Er machte nochmal kehrt und ging in den Garten. Von den Rosen, die an der Hauswand hochrankten, riß er einige ab, die Dornen waren spitz und die Finger wurden blutig. Dann stieg er erneut nach oben.

„Darf ich?" Er trat ein.

„Idiotisch", seufzte Alix und legte den Spiegel aus der Hand.

„Entschuldige, ich kann ja wieder gehen."

„Aber ich meine doch, so rumzuliegen und so auszusehen. Ich hätte so viel zu tun, die Beete müssen geharkt werden, der Rasen gemäht, Zwetschgen sind einzumachen, der Keller zu räumen. Und es tut mir leid, daß es ausgerechnet mit d e i n e m Wagen passierte."

Percy legte die Rosen aufs Bett. Sie sah aus wie ein blasser Clown. Klein und blaß und komisch.

„Meine Schuld. Ich habe mir schließlich die Arche ausgeliehen, ohne dich zu fragen." Er ließ sich auf einen Stuhl fallen. „Ich darf doch? Mäxchen sagte zwar, mein Typ sei hier nicht gefragt. Aber schließlich bist du ja sozusagen noch meine Frau und da ist es eine selbstverständliche Pflicht . . . ach Quatsch, es ist mir ein Bedürfnis."

Alix lachte leise auf. „Red nicht so geschwollen. Komisch, daß Leute in Krankenzimmern immer geschwollen reden müssen. So, als läge man im Sterben. Und ich lieg' bloß in Gips und mir ist



Königin Hatschepsut, 1500 v. Chr., übte als Vormund ihres Stiefsohnes Thutmosis III. die Königsherrschaft von 1501 bis 1479 v. Chr. aus.



Liebling, wir werden älter

scheußlich warm. Also – brich dir keine Verzierung ab. Deine Bedürfnisse kenn' ich schon – die ‚Bar' befindet sich auf deinem Nachttisch, vielmehr, dort, wo dein Nachttisch war."

Percy goß sich, mit dem Rücken zu Alix einen gewaltigen Whisky ein. Er hatte ihn nötig. Und außerdem mußte er ja sowieso mit dem Taxi zurückfahren, da kam es nicht so drauf an.

„Du auch?" Er drehte sich rum. Und Alix nickte. Das blaue Auge sah wirklich zu dumm aus.

„Ich gehe dann", sagte er, „ich wollte nicht stören."

„Aber du störst doch nicht." Granny, die soeben das Schlafzimmer betrat, kicherte. „Er will doch bloß nicht sagen, daß er was vorhat, merkst du das denn nicht?"

„Ach so, entschuldige, natürlich. Ja dann, laß dich bitte nicht aufhalten. Und vielen Dank für den Besuch. Und die Blumen."

„Davon wachsen sowieso viel zu viele am Haus. Gar keine schlechte Idee, den Bestand ein bißchen zu lichten", das war wieder typisch Granny. Und da sagte man, das Alter mache weise, milde und gütig.

Percy flüchtete.

*

„Aha!!!" Das Gesicht von Mäxchen zeigte ein süffisantes Grinsen. „Nachdem das Superauto Marke Filmheld vor der Tür steht, ist wohl die Flitterreise fällig."

Percy hatte schlechte Laune. Und daran war nicht nur die Mandantin Lydia Hackenschmidt schuld, die ihn wieder mal mit den seelischen Grausamkeiten ihres Ehemaligen gelangweilt hatte, von dem sie hoffte, mit Gewinn geschieden zu werden.

„Schmarrn. Blödsinn. Dummes Zeug. Soviel Geschmack dürftest du mir wohl zutrauen, um zu wissen, daß ich damit warte, bis..."

Er blätterte in den Akten. Schließlich hatte er nicht um Mäxchens Kommentar gebeten, er hatte ihm lediglich erklärt, daß er seinen längst fälligen Urlaub jetzt, und zwar umgehend, zu nehmen gedachte.

„Schlecht geschlafen, wie? Oder zu wenig", Mäxchen zwinkerte der kleinen Marion zu, die die Post brachte.

„Na ja, in dem Alter deiner Süßen, da macht man noch gern die Nacht zum Tage."

„Daneben geraten!" knurrte Percy unfreundlich und sah die Post durch. Denn als er gestern, etwas verspätet durch den Krankenbesuch bei Alix — und nicht mal sehr unternehmungslustig — in Ginas Pension angelangt war, hatte ein Zettel ihn davon informiert, daß Gina mit Renate und Paul schon in den Hot-Club gegangen sei. Er solle nachkommen.

Aber er war stattdessen die Leopoldstraße entlangspaziert und war sich ziemlich verloren vorgekommen. Und dann war er in die Kanzlei zurückgekehrt, die ziemlich öde am Abend war. Im Kühlschrank war noch ein Rest Butter gewesen, eine Dose Ölsardinen und eine Flasche Bier. Und dann war man zu Bett gegangen, wenn auch die etwas schmale und harte Couch den Ausdruck Bett kaum verdiente. Na und dann die lila Steppdecke, die Wehner hatte wirklich einen Geschmack!

Hot-Club. Mußte das eigentlich sein? Na ja, sonst wär man ins Kino gegangen und hätte von Gina gehört, Rock Hudson sei ein Traum. Oder ins Kabarett. Vergackeierte Politik in geistreicher Form von einem dekolletierten Sex-girl augenzwinkernd und mit rauchig-sinnlicher Stimme zum besten gegeben. Denn schließlich... man konnte sich nicht dauernd küssen. Außerdem ohne Auto. Irgendwie war man alles leid. Sich selbst am meisten. Vermutlich überreif für Urlaub. Dieser freudlose Zustand ließ sich nicht anders erklären.

„Also wie gesagt, die Dame Hackenschmidt kommt Mittwoch und was sonst los ist weiß die Wehner. Außerdem kannst du mich ja fragen."

„Ja, fährst du denn nicht weg? Wo du doch den neuen Schlitten hast?" wollte Mäxchen erstaunt wissen.

„Wenn du nichts dagegen hast, nein. Am Abend hocke ich hier in der Bude, für den Fall, daß was Dringendes..."

„Na, du bist wirklich komisch!"

*

„Entschuldigung", sagte Uli, „aber du stehst hier im Wege." Percy trat einen Schritt zurück. Leider trat er dabei auf den Rechen, der im Gras lag. Der Stiel sauste ihm gegen den Hinterkopf, während Uli sich mit den frisch geernteten Tomaten in die Küche begab. Percy rieb sich die schmerzende Stelle, als Granny auf der Bildfläche erschien.

„Der Professor ist oben. Bitte, lasse dich in diesem Aufzug nicht sehen. Oder wenn, sage meinetwegen, du wärst der Hausmeister", sagte sie und maß ihn von oben bis unten. „Du siehst wirklich unbeschreiblich aus in dem alten Trainingsanzug von Uli. Wo macht man sich eigentlich mit nahezu sechsundfünfzig Jahren so schmutzig?"

Percy war auf einen Stuhl gestiegen. Er wollte den langen eisernen Nagel, der seit undenklichen Zeiten halb lose in der Wand hing und der das Sitzen unter der Markise immer zu einem halben Selbstmord machte, mal endlich richtig in die Wand klopfen.

„Fünfundfünfzig bitte, und schließlich kann ich nicht den Smoking anziehen, wenn ich den Keller aufräume, nicht?"

„Ach!" kicherte Granny, und legte sich aufseufzend und aufreizend faul in den Liegestuhl. „Du hast den Keller aufgeräumt? Wohl um unbeobachtet Whiskyflaschen zu öffnen."

Percy schlug mit aller Gewalt auf den Nagel – und auch der Daumen bekam sein Teil ab. Der Nagel brach und die Markise senkte sich langsam und unerbittlich herab und deckte Granny mit dem Liegestuhl zu. Percy befreite sie, die empörte Quieker von sich gab.

„Du hast mich mit dem Hinweis auf Whisky auf eine gute Idee gebracht."

Er ging ins Arbeitszimmer, da war es angenehm kühl. Aber richtig. Die „Bar" war ja oben. Im Schlafzimmer, vielmehr im Schlafzimmer von Alix. Und ob irgendein Arzt da herumstand war ihm völlig egal. Der sollte sich nur seinen Daumen betrachten, da hatte er gleich was zu tun.

Im Bad ließ er kaltes Wasser darüber laufen und zog sich im Spiegel eine Grimasse. Der dreckige Kerl in dem alten Trainingsanzug, der hier nun schon seit drei Tagen seinen Urlaub damit verbrachte, längst fällige Reparaturen auszuführen, Beete zu harken, den Rasen zu mähen, Keller aufzuräumen, der hatte wahrhaftig wenig Ähnlichkeit mit dem talargeschmückten Strafverteidiger Percival Frank, dem neuerlichen Besitzer eines Wagens, der hundertachzig Spitze fuhr – als ob man verrückt wäre, so ein Tempo vorzulegen. Überhaupt sah dieses Individuum, das ihm da entgegengrinste, reichlich mitgenommen aus... die Spuren schlafloser Nächte. Aber wer konnte schon auf der harten Couch in der Kanzlei schlafen!

„Wer ist denn da?" kam die Stimme von Alix. Percy betrat das Schlafzimmer.

„Ach, bloß ich." Er wickelte ein Handtuch um seinen Daumen. „Weiter niemand. Ich bin eben in technischen Dingen ein völliger Idiot."

„Auch sonst manchmal", lächelte sie. Ah, das Pflaster neben der Augenbraue fehlte. Nur das neben der Nase war erneuert worden. Es sah wirklich ungeheuer albern aus zu dem leise ins Grünliche verblassenden blauen Auge.

„Schade, daß du nicht eher kamst, ich hätte dich so gern mit Professor Hiller bekanntgemacht."

„In dem Aufzug?" Percy blickte skeptisch an sich herab. „Viel Ehre hättest du so kaum mit mir eingelegt."

„Darauf ist es mir auch noch nie angekommen", erwiderte sie sanft. „Apropos Ehre! Ich nehme an, die Ehre deines Erscheinens verdanke ich der Tatsache, daß der Whisky neben mir steht." Ihre Gipshand deutete dorthin, wo die Flaschen standen.

Percy sagte nichts, er goß mit der gesunden Hand ein. „Die Markise müssen wir erneuern", sagte er, reichte Alix ein Glas und trank selbst einen Schluck. Der Kopf tat immer noch weh von dem Besenstiel und an den Hosenbeinen trug er einen großen Teil der Spinnweben, die sich im Keller befunden hatten. „Höchste Zeit, mal Ordnung zu machen. Das Ding ist abgerissen und völlig morsch..."

Die Gladiolen von Dicky Sanders hatten Zuwachs erhalten. Heute vormittag hatte er Feuerlilien gebracht. Einfach affig! Jeden Tag eine Visite, mit Blümchen, albern!

„Übrigens", murmelte Percy und ließ sich vorsichtig auf dem Bettrand nieder, „ziemlich heiß hier, nicht?" Er starrte in seinen lauwarmen Whisky. „Aber bis in zwei oder drei Wochen... Griechenland soll auch im zeitigen Herbst ganz nett sein."

Selten war er sich so idiotisch vorgekommen. „Möglich", hörte er Alix sagen. „Da ist es nicht mehr so heiß. Gib mir doch bitte noch einen Schluck, aber rasch, damit es Granny nicht merkt."

Daß er ihr die Nase, neben der das idiotische Pflaster klebte, mit dem gleichen Handtuch putzte, daß er um seinen malträtierten Daumen geschlungen hatte, war dem Strafverteidiger Percival Frank nicht bewußt.

„Noch einen Schluck", schluchzte Alix, „ich brauche unbedingt noch einen Schluck!"

„Unsinn!" Percy stellte das Glas fort. „Sag mir lieber mal, wo du die Griechenlandprospekte hingeräumt hast."

„Wieso Griechenland?" Alix verschluckte sich, der Whisky brannte höllisch.

„Na, wenn du nicht möchtest, daß wir nach Griechenland fahren – wir könnten schließlich auch ins Tessin, falls du es dir anders überlegt hast."

„Ich dachte", Alix hustete und schluckte und rang nach Luft, während Percy ihr den Rücken klopfte, vorsichtig, wegen der Gehirnerschütterung.

„Ich dachte, du hättest es dir anders überlegt", würgte sie und hatte Tränen in den Augen. Das kam davon, wenn man sich verschluckte.

„Eigentlich nicht", murmelte Percy. „Ich wäre sehr für Griechenland. Schon wegen Philemon und Baucis. Oder Zeus und Juno... wenn du willst."

„Idiot", das kleine Nackenkissen flog Percy an den Kopf. „Weder bist du ein Zeus noch ich eine Juno. Oder sehe ich etwa so aus..."

Sie deutete auf sich, wirklich, in ihrem himmelblauen Seidenhemd, mit dem blauen Auge, dem Pflaster, den Gipsverbänden und den hübsch rot lackierten Nägeln hatte sie durchaus nichts Junonisches. Percy mußte es zugeben.

„Du bist und bleibst eben ein Idiot", seufzte sie, bemüht den Gipsarm um seinen Hals zu legen, „aber ein lieber..."

— ENDE —

Heinrich Emanuel Schütze

Roman von Heinz Günther-Konsalik

1923. Hauptmann a. D. Heinrich Emanuel Schütze ist nicht mehr Hauptmann a. D., sondern frischgebackener Reichswehroffizier. Nach langjährigem, eintönigem Zivilleben in Köln ist ihm der Sprung zurück in die Uniform gelungen. Seine erste Station ist Detmold in Westfalen. Dort meldet er sich zum Dienst am Vaterland, während seine Frau Amelia mit den Kindern Christian-Siegbert, Giselher-Wolfram und Uta-Sieglinde noch in Köln warten muß, bis die Dienstwohnung in Detmold bereit steht. — Schon am ersten Tag zeigt Schütze in der Kaserne, daß er seine alten Mannestugenden über Inflation, Hunger und Demokratie hinweggerettet hat: er staucht einen Unteroffizier, der ihn nicht vorschriftsmäßig grüßt, nach allen Regeln der Kunst zusammen.

Sein erstes Auftreten im Offizierskasino fiel mit einem Gedenktag zusammen: Am 9. November 1923 gedachte man der Abdankung Kaiser Wilhelms II. vor 5 Jahren. Nicht nur die Offiziere der Reichswehr erschienen zur Feier; auch die Soldatenverbände und

Mit einem Schmähruf auf Seeckt sollte, wie es in dieser Folge des Romans um Heinrich Emanuel Schütze zu lesen ist, nicht nur der einzelne Offizier getroffen werden. Diese Schmähung galt der ganzen Reichswehr und ihrem Schöpfer, dem Generalobersten Hans von Seeckt (Bild). Den Linksradikalen war dieser alte preußische General, der anfangs der zwanziger Jahre das neue Reichsheer, die Reichswehr, schuf, ein Dorn im Auge.

monarchistische Gruppen schickten ihre Abordnungen.

Unter der Fahne des alten Infanterie-Regimentes Graf Bülow von Dennewitz (6. Westfälisches) Nr. 55, dessen Tradition die 14. Kompanie übernommen hatte, stand Heinrich Emanuel Schütze am Rednerpult und hielt die Festrede.

„Kameraden!" rief er mit glänzenden Augen. „Blicken wir nicht mehr in die Vergangenheit; sie war groß, und sie ist tot, gemeuchelt von jenen Elementen, die heute die Kriegsschuld Deutschlands anerkennen. Blicken wir auch nicht in die Jetztzeit; sie ist mit ihrer Inflation, der Ruhrbesetzung, dem Ruhrkampf und den Streiks eine offene Wunde am Körper unserer Nation. Nein – sehen wir in die Zukunft! Sehen wir, was wir erwarten dürfen: ein neues Deutschland, dem wir das neue Gesicht geben werden. Wir, die alten Frontsoldaten, die Kameraden von Verdun. Die Namenlosen des großen Krieges, die man verraten hat. Noch sind wir nur 100000 gläubige Männer in grauer Uniform; aber hinter uns steht bereits wieder das Herz der deutschen Jugend. Wollen wir diese Herzen festhalten, wollen wir sie erobern, wollen wir unsere ganze Kraft..."

Heinrich Emanuel sprach über eine Stunde. Er verbreitete Begeisterung um sich, er ließ sich wegtragen von seinen Gedanken und fand große Worte.

Am Abend allerdings wurde diese Stimmung jäh unterbrochen. Ein Kurier erschien, beugte sich von hinten an das Ohr des Kommandeurs und flüsterte etwas. Der Oberstleutnant zuckte zusammen und sprang auf.

„Meine Herren!" rief er mit belegter Stimme. „Soeben bekomme ich die Meldung, daß in München ein Putsch, eine Revolution versucht worden ist. Die kleine Nationalsozialistische Partei unter Führung Adolf Hitlers hat versucht, durch einen Gewaltmarsch die Bayerische Regierung zu stürzen. Vor der Feldherrnhalle ist der Putsch unter den Schüssen der Regierungstruppen zusammengebrochen. Es besteht die Gefahr, daß diese Revolutionswelle auch Preußen überspült. Wir haben ab sofort Alarmstufe eins und Ausgangssperre."

Der Kommandeur schluckte, ehe er weitersprach: „Unter den Revolutionären befand sich auch – unser Ludendorff..."

„Nein!" rief Heinrich Emanuel entsetzt. „Ludendorff? Wer kann das begreifen! Man sollte annehmen, daß er genau weiß... Vielleicht war es doch eine gute Sache..."

„Dieser Hitler war Gefreiter."

„Ein General im Gefolge eines Gefreiten?" Schütze sah hilflos um sich. „Begreifen Sie das, meine Herren?"

Niemand begriff es.

Der Oberstleutnant wischte sich über das Gesicht. Er schwitzte. „Wie dem auch sei", sagte er heiser, „es war eine Revolution. Ludendorff war dabei, außerdem ein Hauptmann Göring, der letzte Kommandeur des Richthofen-Geschwaders..."

„Es ist unglaublich!" Heinrich Emanuel Schütze blickte sich im Kreise um. Er sah ernste, zum Teil verständnislose Gesichter. „Nehmen wir diesen Hitler nicht zu leicht, meine Herren! Wer einen Ludendorff für sich einnehmen konnte, wer einen Kriegshelden des Pour le Mérite wie Göring begeistert – dieser Mann muß beobachtet werden! Wo kommt dieser Hitler eigentlich her?"

„Aus Österreich", sagte einer. „Oder aus Böhmen. Er soll früher Landstreicher gewesen sein."

„Und heute Kampfgefährte Ludendorffs! Der Mann ist ja gefährlich!"

Der feierliche Abend war zerstört. Jeder eilte nach Hause, um die neuesten Meldungen aus dem Radio zu hören.

Schütze schrieb noch in der Nacht an Amelia nach Köln:

„Liebes — nächsten Monat haben wir unsere neue Wohnung. Weihnachten feiern wir zusammen in Detmold. Unser Lebensweg ist jetzt fest. Nur eines macht mir Sorge. In München hat ein Hitler einen Putsch versucht. Mit unserem Ludendorff an der Spitze. Wenn das Schule macht, wird bald ein Riß durchs Offizierskorps gehen. Das wäre schrecklich für uns alle..."

In den nächsten Tagen sammelte Heinrich Emanuel Berichte über Hitler. Er ließ sich aus Berlin Material kommen und begann sich, soweit es möglich war, mit dem Programm der NSDAP auseinanderzusetzen. Auf den ersten Blick sah es nicht schlecht aus. Es versprach ein neues nationales Deutschland. Eine Streichung der Bestimmungen von Versailles. Sozialen Wohlstand. Neue Blüte der Wirtschaft.

Aber auf den zweiten Blick war alles eine Seifenblase. Vor allem für Heinrich Emanuel. Wie kann ein Gefreiter jemals einen Staat regieren? dachte er. Ein verkrachter Postkartenmaler. Das ist ja Wahnsinn!

Wieder verfaßte Schütze eine Schrift und reichte sie nach Berlin zum Chef der Heeresleitung ein: *„Wie kann Deutschland vor extremistischen Gruppen geschützt werden? Eine Studie über die staatlichen Aufgaben der Reichswehr."*

Er hörte nichts mehr von seiner Schrift. Nur eine Eingangsbestätigung bekam er.

Einmal müssen sie auf mich aufmerksam werden, dachte er. Einmal komme ich doch in den Generalstab. Dann wird es einem Mann wie diesem Hitler nie möglich sein, auf dem Rücken verblendeter Massen oder Generäle emporzusteigen...

*

Im Dezember zog die Familie Schütze von Köln nach Detmold. Sie bekamen eine neuerbaute Wohnung in der Nähe der Kaserne.

Ein Winter in Detmold ist immer still. Die schöne, alte Residenzstadt versinkt dann in einen Dornröschenschlaf. Nur das Theater spielt, und im Schloß finden Serenadenkonzerte statt.

Auf dem zugefrorenen Ringgraben des Schlosses wird Schlittschuh gelaufen. An sonnigen Schneetagen fährt man hinaus zum Hermanns-Denkmal, dessen hochgestreckte Schwertspitze weit über den Teutoburger Wald leuchtet.

An einem der ersten Sonntage fuhr Heinrich Emanuel Schütze mit seinem Ältesten zum Hermanns-Denkmal hinaus und zeigte Christian-Siegbert den bronzenen Krieger.

„Das war einer unserer großen germanischen Helden", erklärte er. „Wenn du einmal größer bist, wird dir der Papa noch viel von ihm erzählen."

Der kleine Christian-Siegbert sah verblüfft auf die Riesengestalt und das emporgereckte Schwert. „Warum macht er immer so?" fragte er und streckte auch das Ärmchen in die Luft.

Heinrich Emanuel lächelte mild. „Er ruft seine Krieger zur Schlacht."

„Warum denn, Papa?"

„Weil er siegen will."

„Warum will er siegen, Papa?"

„Weil er kämpft."

„Und warum kämpft er, Papa?"

„Weil man ihm sein Land wegnehmen will."

„Warum will man es ihm wegnehmen, Papa?"

„Weil es böse Menschen sind."

„Warum sind es böse Menschen, Papa?"

„Weil sie... Komm, Christian-Siegbert." Heinrich Emanuel nahm seinen Sohn an der Hand und verließ den Hermanns-Hügel. Im Café am Fuß des Berges kaufte er Christian-Siegbert ein Hefeteilchen mit Puddingfüllung und eine kleine Nachbildung des Hermann aus Gips, mit Silberbronze bemalt.

Wenige Tage später beobachtete er zufällig Christian-Siegbert. Der Kleine hatte sich aus Holzlatten ein Schwert genagelt. Mit diesem stand er im elterlichen Schlafzimmer vor dem Spiegel des Kleiderschrankes und streckte es hoch empor.

Leise verließ Heinrich Emanuel das Zimmer. In der Küche sagte er glücklich


0-148
Man sieht's
wenn eine Mutter
liebend sorgt!
Man sieht's am harmonischen Zusammensein der Familie, an der zärtlichen Zuneigung der Kinder, die mit all ihren kleinen Sorgen hilfesuchend zur Mutter kommen.
Man sieht's an der liebevollen Sorgfalt, mit der eine Mutter auf alle Dinge des täglichen Lebens achtet, an ihrem Bemühen, alles richtig zu pflegen.
Man sieht's an ihrer Wäsche, die sie mit Suwa-rekord pflegt. Sie liebt nun einmal Wäsche, die von Grund auf rein ist – so wundervoll weich, so herrlich duftig und frisch. Und sie weiß: Das neue Suwa-rekord wäscht jetzt weißer – und man sieht's!
Suwa
rekord
Suwa wäscht jetzt weißer ...und man sieht's

zu Amelia: „Um den Jungen ist mir nicht bange. Er hat die richtigen Anlagen..."

Als er am Abend nach Hause kam, empfing ihn das wilde Wehgeschrei seines Sohnes.

„Die Mama!" schrie Christian-Siegbert. „Die Mama... Sie hat mein Schwert zerbrochen... überm Knie..."

Heinrich Emanuel sah Amelia strafend an. Sie erwiderte standhaft seinen Blick.

Schütze wußte, daß es sinnlos war, jetzt etwas zu sagen. Also schwieg er, setzte sich an den Tisch und aß sein Abendbrot.

Aber er kaufte Christian-Siegbert ein neues Schwert. Ein richtiges, schönes: silbern bronziert, mit einer rot gestrichenen Blutrinne.

Auch das zerbrach Amelia. Stumm. In ihrer Starrheit anklagend und aufreizend.

Drei Schwerter kaufte Heinrich Emanuel, und dreimal zerbrach Amelia sie unter riesigem Geschrei ihres Sohnes Christian-Siegbert.

Da gab Heinrich Emanuel es auf.

*

Vier Jahre sind eine lange Zeit, wenn man warten muß. Für Hauptmann Schütze aber gingen vier Jahre in Detmold herum, ohne daß er es richtig begriff. Viermal feierten sie Silvester im Kasino, und man wunderte sich, daß es schon wieder hieß: Prosit Neujahr!

„Die Zeit rast!" sagte man philosophisch. „Wo ist sie bloß hin? Nur an den Kindern merkt man es..."

Christian-Siegbert kam Ostern 1927 auf das Detmolder Gymnasium. Heinrich Emanuel meldete ihn persönlich beim Oberstudiendirektor an.

Christian-Siegbert war ein aufgewecktes Kerlchen und schon auf der Grundschule ein guter Schüler gewesen. Wenn die anderen Kinder seines Alters Grimms Märchen lasen, beschäftigte er sich mit den Deutschen Heldensagen, die Heinrich Emanuel ihm zu Weihnachten geschenkt hatte. Von Dietrich von Bern bis Beowulf, von Totila bis zu dem schwarzen Gotenkönig Teja kannte er sie alle. Amelia schwieg dazu. Nur wenn Heinrich Emanuel im Dienst war, setzte sie sich mit Christian-Siegbert zusammen und las mit ihm aus der Bibel.

So wuchs der Junge mit einem über sein Alter weit hinausragenden Wissen in die höhere Schule hinein.

Nach dem ersten Tag in der Sexta erschien Hauptmann Schütze in Uniform beim Oberstudiendirektor und bemängelte in aller Form die Sitzordnung in der Klasse.

In der Viererbank, in der Christian-Siegbert saß, hatte er als Nachbarn den Sohn des Detmolder Kommunistenführers Ewald Schwarz, den Sohn eines Tapezierers und den Sohn des Leiters der Detmolder NSDAP-Kreisgruppe, Hugo Nüssling.

„Das geht nicht", sagte Hauptmann Schütze scharf. „Auf gar keinen Fall geht das! Der Nüssling und der Schwarz als Nebenmänner meines Sohnes... ich bitte Sie, Herr Direktor! Ich wünsche, daß mein Christian-Siegbert Nebenschüler hat, die sozial und – reden wir ruhig davon – auch politisch zu ihm passen! Ich möchte von vornherein alle Reibereien vermeiden!"

Man gab nach und setzte den kleinen Schütze in eine andere Bank. Neben den Sohn des Amtsrichters und den Sohn des Försters. Was nichts daran änderte, daß Christian-Siegbert, der Kommunistensohn Schwarz und der Nazisohn Nüssling Freunde blieben.

Während die Väter Schwarz und Nüssling sich öffentlich beschimpften und ihre roten oder braunen Kolonnen gegeneinander führten, hockten die Söhne ständig zusammen, tauschten Briefmarken, kauften sich von ihrem zusammengelegten Taschengeld eine Schildkröte und spielten Fußball.

Viermal verbot Heinrich Emanuel seinem Sprößling den schädlichen Umgang mit Braun und Rot. Dreimal verdrosch er Christian-Siegbert deswegen. Dann gab er es auf und beobachtete gefaßt die Entwicklung, die auf seine Familie zukam. Denn auch der achtjährige Giselher-Wolfram, der im dritten Volksschuljahr war, kümmerte sich nicht um soziale Unterschiede und spielte mit allen Jungen auf der Straße. Lediglich die stille Uta-Sieglinde blieb mit ihren vier Jahren brav daheim und bemutterte unpolitische Puppen.

„Wenn es bloß wieder eine Kadettenanstalt gäbe", sagte Heinrich Emanuel eines Abends. „Christian-Siegbert würde sofort angemeldet!"

„Da hätte ich wohl auch noch ein Wort mitzureden", widersprach Amelia.

„Geht es dir nicht gut als Offiziersfrau?" rief Schütze erbost.

„Wer redet vom täglichen Sattsein? Es geht um Gewissensfragen! Warum gibt es Soldaten? Warum kann die Welt nicht friedlich leben und statt Waffen soziale Einrichtungen bauen? Warum haben immer einige Männer Ideen, für die Millionen leiden und sterben müssen? Beantworte mir doch die eine Frage, Heinrich: Warum ist Deutschland so zerstört worden? Wer hat den Niedergang verschuldet? Der Bäcker an der Ecke? Der mußte die Uniform anziehen und kämpfen, weil es befohlen wurde! Der Milchmann? Der Bauer draußen? Der Schneider, der Schreiner, der Postbeamte, der Grünwarenhändler, der Stadtschreiber? Alle, alle haben sie eine Uniform getragen, lagen vier Jahre in Schützengräben, wurden verwundet, verloren Brüder und Söhne... Warum? Weil es ihnen befohlen wurde! Frag sie alle, ob sie den Krieg gewollt haben! Irgendeiner stand da und befahl. Deshalb, nur deshalb gingen sie in den Tod!"

Schütze zupfte nervös an seinem EK I. „Auch ich hatte meine Befehle."

„Natürlich! Alle hatten ihre Befehle. Je höher man kommt, immer wieder Befehle. Schließlich bleibt nur ein Mann übrig – das war damals der Kaiser." Amelia sah ihren Mann mit großen fragenden Augen an. „Wie ist es möglich, daß ein Volk von 60 Millionen losrennt in den Tod, nur weil ein Mann es befiehlt?"

„Der Kaiser hat keine Schuld..."

„Wer denn?"

Hauptmann Schütze verzichtete darauf, seiner Frau einen Vortrag über die Notwendigkeit kriegerischer Lösungen zu halten. Er winkte ab und setzte sich in seinen neu angeschafften Ohrensessel. „Du solltest dich mehr mit der Gegenwart beschäftigen", sagte er milde. „Wir haben die Inflation überwunden. Unsere Außenpolitik ist durch Stresemann geachtet. Unser Präsident Ebert ist ein rechtschaffener Mann..."

„...und euer Chef der Heeresleitung, Seeckt, betreibt unter den Augen des Reichswehrministers Geßler seit fünf Jahren eine heimliche Aufrüstung."

„Du siehst Gespenster! Im übrigen: Woher weißt du das?"

„Man hört so allerlei."
„Von Kommunisten. Von Pazifisten!"
„Die den Frieden lieben, sind nicht die schlechtesten Menschen. Das hat sogar mein Vater oft gesagt."

*

An einem strengen Wintertag geschah etwas Schreckliches.

Der Schloßteich war seit zwei Wochen gefroren. Die Jugend Detmolds lief auf seinem Eis von morgens bis abends Schlittschuh.

Sei es nun, daß es in der Nacht milder geworden war – man wußte es nicht zu erklären – am nächsten Tag gegen Mittag jedenfalls brach Christian-Siegbert Schütze durch das Eis des Teiches und versank. Auf dem Heimweg von der Schule hatte die Klasse noch schnell ein paar Runden auf dem Eis gedreht.

Mit ihren Schlittschuhen, mit Fäusten und Fußtritten erweiterten Ewald Schwarz und Hugo Nüssling das Einbruchsloch. Dann sahen sie sich kurz an, und während die anderen Schüler weiter das Eis aufhackten, sprangen die beiden Jungen in das klirrend kalte Wasser und tauchten nach dem versunkenen Christian-Siegbert.

Dreimal kamen sie hoch und schnappten nach Luft – blau im Gesicht, mit klappernden Zähnen. Beim viertenmal hatten sie den jungen Schütze an den Haaren gepackt und stemmten ihn mit letzter Kraft über den Eisrand. Hilfreiche Hände nahmen den Jungen ab. Dann stiegen Ewald und Hugo aus dem Wasser und liefen nach Hause – triefend, mit den Armen um sich schlagend und hüpfend, um nicht zu erfrieren.

Ein Wagen der inzwischen alarmierten Feuerwehr brachte Christian-Siegbert nach Hause. Heinrich Emanuel war zufällig anwesend, als man den Jungen auf einer Bahre ins Haus trug. Amelia schrie gellend auf. Heinrich Emanuel stand starr in der Tür, unfähig, sich zu regen. Nur seine Backenmuskeln drückten sich zitternd durch die Haut. Seine Augen wurden rot.

„Papa", sagte Christian-Siegbert leise. „Nicht schimpfen... Ich kann nicht dafür. Bestimmt nicht. Auf einmal krachte es, und ich weiß von nichts mehr..."

„Einen Arzt", stammelte Schütze. „Einen Arzt! Sofort einen Arzt!"

„Ist schon unterwegs", sagte einer der Feuerwehrmänner.

Als der Arzt kam, saß Schütze an Christian-Siegberts Bett und flößte ihm Tee ein. Amelia rieb den Körper mit warmen Tüchern ab; der Schweiß lief ihr dabei übers Gesicht.

„Ich habe schon alles genau gehört", sagte der Arzt. Er stellte fest, daß keine ernsthafte Gefahr bestand, verordnete drei Tage Bettruhe und gab ein Nervenberuhigungsmittel, damit der Junge keinen Schock erlitt. „Der Schwarz und der Nüssling haben ihn gerettet", sagte er. „Da muß ich auch noch hin. Die Kerle sind triefend durch die Kälte nach Hause gelaufen. Der Schwarz soll sich die linke Hand angefroren haben. Das sind tapfere Jungen, Herr Hauptmann! Ohne die..."

Er sprach den Satz nicht aus. Aber jeder wußte, was gemeint war.

*

Am Nachmittag ging Hauptmann Schütze weg. In der Schloßstraße betrat er ein Cafe, kaufte Schokolade und ging weiter. In einem Spielwarengeschäft kaufte er zwei Panzerwagen mit Gummiraupen, zwei Kanonen, aus denen man mit Erbsen schießen konnte, und zwei Spiele *U-Boote versenken*. Bepackt mit diesen Paketen, marschierte er weiter bis an den Stadtrand und suchte in einer Siedlung nach dem Haus Nummer 39.

Anton Schwarz, Werkmeister in einer Spinnerei, sah erstaunt die Hauptmanns-

Heinrich Emanuel Schütze

Uniform. „Herr Schütze – Sie?" fragte er ehrlich verblüfft.

Hauptmann Schütze biß die Zähne aufeinander. Daß Schwarz ihn einfach beim Namen nannte, war ein unsichtbarer Schlag. Aber er überwand ihn in einem Anfall von Güte und trat in die kleine Wohnung.

Im Zimmer – der Wohnküche – roch es nach Erbsensuppe. Heinrich Emanuel wurde unangenehm an seine Zeit als Margarine-Verteiler erinnert.

„Ich bin gekommen, Herr Schwarz", sagte er knapp, „um mich bei Ihrem tapferen Sohn zu bedanken. Er hat meinem Jungen das Leben gerettet."

„Das war doch selbstverständlich", sagte Werkmeister Schwarz verlegen. „Das ist doch Menschenpflicht. Die Jungs sind doch Kameraden."

„Eben! Kameradschaft ist die größte Tugend des Mannes. Wenn Kinder sie schon kennen, bis zum Angesicht des Todes... ich muß Ihrem Sohn meinen Dank bringen." Heinrich Emanuel sah den Werkmeister Schwarz an. Ein ganz netter Mann, dachte er. Klein, dicklich, gemütlich. Ein braver Bürger. Wie kann so etwas nur Anführer einer Kommunistengruppe sein?

„Meinem Jungen geht es gut", sagte er etwas freier.

„Meinem auch", erwiderte Schwarz. „Nur die linke Hand... aber das ist in ein, zwei Wochen wieder gut. Erfrierung ersten Grades, sagt der Arzt. Nicht der Rede wert. Hauptsache, daß Ihr Junge lebend geborgen wurde."

„Ich danke Ihnen." Schütze drückte Schwarz die Hand. „Kann ich Ihren Jungen sprechen?"

„Na klar. Ist nur ein bißchen eng bei uns. Sie müssen entschuldigen. Aber als Werkmeister, na ja... zum Leben reicht es..."

Sie gingen ins Schlafzimmer. Ewald lag im Bett und lächelte, als der Hauptmann an sein Bett trat und ihm die Hand hinhielt.

„Na, mein kleiner Held", sagte Schütze aus vollem Herzen. „Wie geht's? Bist ein tapferer Junge. Und damit dir die Zeit nicht lang wird, habe ich dir etwas mitgebracht."

Er legte die Schokolade aufs Bett. Dann packte er einen Karton aus: den Tank, die Kanone, das U-Boot-Spiel. Die Augen des Jungen tasteten zu Vater Schwarz hin. Fragend, bettelnd. Schütze drehte sich erstaunt um.

Werkmeister Schwarz stand mit gerunzelter Stirn hinter ihm. Er hob die Hand und zeigte mit ausgestrecktem Finger auf die Gegenstände auf der Bettdecke.

„Sie haben es so nett und gut gemeint, Herr – Herr Hauptmann... Aber Sie müssen verstehen: mit solchen Dingen soll mein Junge nicht spielen. Panzer, Kanonen, U-Boote... daran klebt im Original zuviel Blut. Wir waren sieben Brüder. Sechs sind draußen geblieben! Nehmen Sie es mir nicht übel... aber jeder hat so seine Ansichten..."

„Natürlich, natürlich." Schütze ging ein wenig betreten aus dem Schlafzimmer. „Ich wollte nur meinen Dank..."

„Ich weiß." Werkmeister Schwarz hob die Schultern. „Ich bin Kommunist, aber ein altmodischer. Aus Überzeugung. Wenn mein Sohn den Sohn eines vom Militär rettet, dann ist das Menschenpflicht. Da geht es nicht um Politik. Und deshalb... na ja... es war gut von Ihnen gemeint. Ich weiß, Herr Schütze..."

Heinrich Emanuel verließ das kleine Siedlungshaus mit dem unguten Gefühl, eine Schlacht verloren zu haben. Zugegeben – er war gekommen, um dem kleinen Ewald zu danken. Er hätte Ewald – wenn es nötig gewesen wäre – neu eingekleidet, er hätte alles für ihn getan, wie der eigene Vater. Dennoch hatte er bei der Auswahl der Geschenke genau bedacht, was er kaufte und warum. Aber Werkmeister Schwarz hatte auf eine elegante Art abgewehrt. Ohne zu kränken, ohne die Dankesgeste des Hauptmannes zu schmälern.

Hinter dem Stadttheater, in einem Doppelhaus, wohnte Hubert Nüssling, der Vater des zweiten Lebensretters. Er war freischaffender Architekt, hatte wenig zu tun und ernährte seine Familie damit, daß er im weißen Maurerkittel als Polier arbeitete.

Auch er war sehr erstaunt, einen Hauptmann vor seiner Tür zu sehen. „Sie?" fragte Hubert Nüssling sehr gedehnt. „Was verschafft mir die Ehre?"

„Ihr Sohn", sagte Schütze feierlich.

Nüssling hob beide Hände. „Aber ich bitte Sie, Herr Hauptmann! Das war doch selbstverständlich! Ihr Junge hätte nicht anders gehandelt."

„Bestimmt nicht. Er ist im Geiste des



„Vorsicht, Junge, nicht so schnell bremsen!"

Handelns erzogen worden." Schütze trat in die Wohnung. Sie war gepflegter als die von Schwarz. Geruchlos. Mit etwas Kultur. „Ich möchte Ihrem Sohn gern eine Freude machen. Kann ich ihn sehen?"

„Aber ja!"

Hubert Nüssling führte Schütze über den Korridor zu einer Tür. Heinrich Emanuel musterte den Mann von hinten. Mittelgroß, stämmig, gute Konfektionsgarderobe, meliertes Haar, ganz intelligentes Gesicht. Und der lief einem Hitler nach?!

Auch der junge Nüssling lag im Bett, drückte dem Hauptmann die Hand und sah – wie der junge Schwarz – mit glänzenden Augen zu, wie Schütze die Geschenke auspackte. Dann schlug er die Hände zusammen und jauchzte.

„Sieh mal, Papa!" rief er. „Ein Panzer! Und eine richtige Kanone! Und ein U-Boot-Spiel! Ist das nicht schön!"

„Ja. Sehr schön, wirklich." Heinrich Emanuel drehte sich um. Aber Hubert Nüssling lächelte nicht mokant. Er beugte sich sogar über die Spielsachen, untersuchte den Panzer, ließ die Feder der Kanone schnippen und richtete sich dann auf.

„Sehr naturgetreu", sagte er fachmännisch. „Nach amerikanischem Muster. Leider haben wir ja in der Reichswehr nur Papp-Atrappen. Als wenn man mit dem Verbot eine Entwicklung aufhalten könnte! Man zwingt uns ja in den Untergrund!"

Heinrich Emanuels Herz quoll auf wie ein Luftballon. Er drückte dem Jungen noch einmal die Hand und sagte: „Nun erfreue dich am Spiel, mein Sohn! Später wirst du – na ja." Dann ging er mit Nüssling ins Wohnzimmer, wo Frau Nüssling bereits einen Tee mit einer Flasche Rum bereitgestellt hatte.

Zwei Stunden lang unterhielt sich Heinrich Emanuel mit Hubert Nüssling, dem Leiter der Ortsgruppe Detmold der NSDAP. Man trank die ganze Flasche Rum aus. Man trank Rum mit Tee statt umgekehrt. Gegen vier Uhr nachmittags verließ Hauptmann Schütze beschwingt und mit glänzenden Augen das Haus der Nüsslings. Unter dem Arm trug er ein kleines Paket.

Er hatte sich etwas ausgeliehen. Nur zum Studium. Nur, um mit der Zeit zu gehen.

Ein Buch nur. *Mein Kampf* hieß es. Geschrieben hatte es ein Gefreiter. Aber daran dachte Hauptmann Heinrich Emanuel Schütze nicht mehr.

*

1929 zogen die Schützes wieder um. Nach Berlin.

Heinrich Emanuel befand sich in einer fast panikartigen Glücksstimmung. Seine Berufung in die Hauptstadt bedeutete für ihn der große Sprung nach oben. Zwar noch nicht der ersehnte Sprung in den Generalstab; aber immerhin war er als Ausbildungsoffizier an die Kriegsschule der Reichswehr befohlen. Dort sollte er jungen Fähnrichen Unterricht in Staatsbürgerkunde geben.

„Das ist der Erfolg meiner Schriften", sagte er zu Amelia, die wieder die Koffer packen mußte. „Außerdem wird meine Studie über Hitler bei der Obersten Heeresleitung beachtet worden sein! Die erste Sprosse auf der Generalstabsleiter haben wir hinter uns..."

Der Abschied vom schönen, stillen Detmold war kurz. Am schwersten fiel er den Kindern. Die halbe Klasse begleitete die Schütze-Söhne, an der Spitze Schwarz und Nüssling. Heinrich Emanuel drängte zum Einsteigen. Daß auch die Eltern, Werkmeister Schwarz und Architekt Nüssling, einträchtig nebeneinanderstanden und ihm das Abschiedsgeleit gaben, war ihm unangenehm.

Mit Taschentüchern und Bonbontüten wurde aus dem Fenster gewinkt, bis der Zug aus der Bahnhofshalle gefahren war. Dann lehnte sich Heinrich Emanuel in die Polster des Abteils zurück und überblickte seine Familie.

„Jetzt wird unser Leben noch schöner", sagte er zufrieden und brannte sich eine Zigarette an. „Jetzt werdet ihr erst richtig verstehen, was es heißt, Deutschland zu lieben..."

*

Sie kamen in Berlin am Bahnhof Charlottenburg an, als es schon dunkel war. Auf dem Bahnsteig hörten sie von der Straße her Musik und grelle Rufe.

Christian-Siegbert schob seine Mütze gerade. „Was ist das, Vater?"

Heinrich Emanuel hob die Schultern. „Irgendein Umzug, mein Junge. Vielleicht Kommunisten. Hier in Berlin ist immer ein Umzug. Hier ist der Pulsschlag der Nation. Jeder kann ihn fühlen."

Hauptmann Schütze fühlte ihn schon wenige Minuten später. Als er mit seiner Familie aus dem Bahnhof kam und auf die Straße trat, um eine Taxe zu rufen, marschierte ein langer, dicht geschlossener Haufen singender Männer heran. Sie

trugen rote Binden an den Ärmeln, schwenkten blutrote Fahnen und brüllten im Chor: „Rotfront voran! Proletarier, vereinigt euch!“

„Kommunisten!“ sagte Hauptmann Schütze angewidert und blieb stehen. „Seht sie euch an, Kinder! Um diese Männer nicht an die Regierung zu lassen, trägt euer Papa die graue Uniform!“

Er kam nicht zu weiteren Erklärungen. Der singende und schreiende Haufen war an ihm vorbeimarschiert. Plötzlich entdeckten ein paar Männer den Hauptmann in der Uniform. Im Nu war Heinrich Emanuel von roten Fahnen und roten Armbinden umringt. Er wurde von seiner Familie abgedrängt, gestoßen, geknufft, getreten. „Hände weg, ihr Lumpen!“ schrie er und schlug um sich, bis man ihn in eine Hausecke abdrängte. Dort preßten ihn kräftige Arme gegen die Wand und rissen ihm die Reichswehrmütze vom Kopf.

„Na, du Seeckt-Bluthund?“ schrie jemand aus der Menge. „Nun ruf doch deine Maschinengewehre! Es lebe Rußland und die Rote Front!“

Heinrich Emanuel tastete nach seiner Pistole, die er in einem hellbraunen Futteral am Koppel trug. Aber jemand aus der Menge schlug mit einem Gummiknüppel auf seinen Arm. Schütze schrie auf. Der Arm wurde gefühllos, als wäre er mit allen Nerven gebrochen oder abgeschlagen worden. Dann hagelten Schläge von allen Seiten auf ihn herunter. Er sah nur noch schlagende Hände.

„Ihr Schweine!“ schrie Schütze mit letzter Kraft. „Ihr feigen Hunde! Hundert gegen einen! Ihr … ihr …“

Dann blieb er blutend liegen. So fanden ihn Amelia und die Kinder, die mit vier alarmierten Polizisten den Hauptmann befreiten. Unbehelligt zog der Haufen mit den roten Fahnen weiter. Was sind vier Polizisten gegen hundert entfesselte Männer?

„Papa!“ schrie Christian-Siegbert, „warum hast du nicht geschossen? Gib mir die Pistole! Ich schieße sie alle zusammen!“ Er stützte seinen Vater, während Amelia die weinende Uta-Sieglinde und den fassungslos starrenden Giselher-Wolfram an sich drückte.

Auf einen Polizeipfiff hin kam sofort eine Taxe. Man lud Heinrich Emanuel ein, nachdem er sich das Blut vom Gesicht gewischt hatte. Mit weißem Gesicht setzte sich Amelia neben ihn. Sie drückte ein anderes Taschentuch gegen eine Stirnwunde Schützes.

„Ich will zurück nach Detmold!“ sagte sie weinend. „Laß dich zurückversetzen, ich flehe dich an! Ich will dieses Berlin nicht mehr sehen! Nie mehr! Laß uns sofort zurückfahren!“

Schütze schüttelte den Kopf. Seine aufgeschlagenen, geschwollenen Lippen bewegten sich. „Wir sollen vor ihnen nachgeben, vor denen da? Nie! Hier stehen wir an der vordersten Front. Ein Schütze weicht nicht!“

*

Sie fuhren in die neue Wohnung im Grunewald. Erst im Schlafzimmer brach Heinrich Emanuel endgültig zusammen. Der Arzt, der sofort kam, stellte eine schwere Gehirnerschütterung fest. Heinrich Emanuel kam sofort in das Standort-Lazarett.

Sieben Wochen mußte er dort liegen. Er bekam Traubenzuckerspritzen und Strophantin fürs Herz.

Fast jeden Tag besuchte ihn Amelia und blieb stundenlang an seinem Bett sitzen. Christian-Siegbert begleitete sie jedesmal. Er trug – was Schütze nie erfuhr – unter seiner Jacke die Pistole des Vaters. Er war entschlossen, jeden zu erschießen, der die Mutter anfassen würde.

Die Zeiten hatten begonnen, in denen zwölfjährige Kinder erwachsen wurden …

(Fortsetzung folgt)

Das Blutbad von Kronstadt

„Wir sind in einen furchtbaren Sumpf geraten" - „Wir werden sie wie Enten auf dem Teich erschießen", frohlockt Verteidigungskommissar Trotzki - Stalins Frau bittet um Gnade





Genial und ehrgeizig ist der ehemalige Zaren-Hauptmann Tuchatschewski, der als General der bolschewistischen Armeen mehr als einmal die Revolution vor dem Zusammenbruch rettet. Er erstickt auch die Matrosenrevolte von Kronstadt in einem Blutbad.

Über das großflächige Gesicht des Ministers für Verteidigung der UdSSR, des Marschalls Schukow, gleitet ein zufriedenes Lächeln. Hinter seiner ordensgeschmückten, breiten Brust verbirgt er den Triumph dieser Stunde, da der Erste Parteisekretär, Nikita Chruschtschow in seiner großen Rede vor dem XX. Parteitag erklärt, daß es Stalin an den „elementarsten Kenntnissen der Kriegsführung" gefehlt habe und schlimmer noch, daß der Diktator das „Vaterland aufs schwerste gefährdete", als er in den Jahren zwischen 1937 und 1941 die Führung der Roten Armee liquidierte.

Klar und eindeutig sind die Worte Nikita Chruschtschows aus den Lautsprechern im St. Andreas-Saal im Kreml zu den Delegierten gedrungen.

> „Sehr ernste Konsequenzen, die sich besonders bei Kriegsausbruch bemerkbar machten, hatte die Liquidierung zahlreicher militärischer Führer und politischer Funktionäre, die in der Zeit von 1937 bis 1941 auf Grund von Stalins Mißtrauen und verleumderischer Beschuldigung erfolgte. In diesen Jahren wurden bestimmte Teile des Militärapparats, und zwar buchstäblich vom Kompaniechef und Bataillonskommandeur aufwärts bis zu den höheren militärischen Führungsstäben, Repressalien unterworfen. In dieser Zeit wurde der Führungskader, der in Spanien und im Fernen Osten militärische Erfahrungen gesammelt hatte, fast vollständig liquidiert."

Nikita Chruschtschow nennt nicht die Namen der Opfer, die Stalin hat hinrichten lassen, nur die noch Lebenden zitiert er, aber die Männer und Frauen im Saal wissen, wer gemeint ist:

Die Marschälle Tuchatschewski, Blücher und Jegorow, die Kommandeure Jakir, Kork, Feldmann, Uborewitsch und – 35000 andere Offiziere der Roten Armee, die entweder liquidiert oder in Lagern verschwunden sind.

Matrosen an der Kette. Keine Seemacht gewährt den Mannschaften der Kriegsschiffe so wenig Freiheit wie das Sowjetregime. Geschichtliche Erfahrungen spielen dabei eine Rolle. Matrosen sind anfällig für den revolutionären Bazillus, wie die Jahre 1917 und 1921 bewiesen haben. Die Luft westlicher Freiheit wird daher auf Auslandsreisen sowjetischer Kriegsschiffe in homöopathischen Dosen zugeteilt, wie diesen Matrosen, die nur in einem Lagerschuppen in Portsmouth Einkäufe tätigen dürfen.

Chruschtschow hat recht, die Armee ist in jenen Jahren wirklich ihrer Führung beraubt worden. Der sowjetisch-finnische Winterkrieg 1939/40 hat etwas von der Desorganisation innerhalb der Roten Armee ahnen lassen, die nicht, wie zunächst vermutet, zum Schein eine Niederlage nach der anderen gegen die kleine finnische Armee hat einstecken müssen. In der ersten Phase des deutsch-russischen Krieges haben sich die Folgen erneut bemerkbar gemacht.

Dieser 26. Februar 1956 ist für den Marschall Schukow ein Tag, auf den er lange, voller Sehnsucht hat warten müssen. In dieser ersten Stunde nach Mitternacht fühlt er sich als der Rächer jener Toten, von denen Chruschtschow jetzt sagt:

„Wie Sie wissen, hatten wir vor dem Krieg hervorragende militärische Kader, die der Partei und dem Vaterland fraglos treu ergeben waren."

Fraglos!

Diese geringfügige Einschränkung – eine Freudsche Fehlleistung, wenn man so will – ist den Delegierten nicht aufgefallen, aber sie ist gleichsam der Türspalt zur Erkenntnis des Geschehens jener Zeit.

*

Marschall Tuchatschewski und seine Freunde gelangen 1937 in den Besitz einer Akte, die beweist, daß Stalin ein Agent der zaristischen Geheimpolizei gewesen ist. Die Dokumente haben sich nach sehr sorgfältiger Prüfung als einwandfrei echt erwiesen, sie sind sicherheitshalber fotokopiert worden, und eine



Eine entscheidende Rolle spielt der Kreuzer „Aurora" während der bolschewistischen Revolution. Er nimmt das Winter-Palais unter Feuer, in dem sich die Anhänger der Provisorischen Regierung Kerenskij verschanzt haben. Heute ist der Kreuzer „Aurora" im Hafen von Leningrad ein Museumsstück.

dieser Fotokopien kommt später in den Besitz des Marschalls Schukow, der von Stalin nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges auf unbedeutende Posten abgeschoben worden ist.

Persönliche Rache und das verpflichtende Gefühl, die Toten rehabilitieren zu müssen, veranlassen Schukow, mit versteckten Drohungen Chruschtschow in seiner Rede zu einer ausführlichen Darstellung der Vorkriegs- und Kriegsereignisse zu zwingen. Stalin soll vom Feldherrn-Sockel gestürzt und das Andenken an die Führer der Roten Armee vom Schmutz stalinistischer Verleumdungen gesäubert werden.

Aber Chruschtschow fügt in die entscheidende Passage das Wort „fraglos" ein. Denn er weiß so gut wie Schukow, daß Tuchatschewski und seine Freunde wirklich einen Putsch geplant hatten.

Die Säuberungswellen, die in die bis dahin noch unangetasteten militärischen Bezirke hineinspülten, hatten die führenden Köpfe der Roten Armee bereits mit Mißtrauen erfüllt, und als sie schließlich noch von Stalins Tätigkeit für die zaristische Geheimpolizei erfuhren, entschlossen sie sich zu handeln. Aber gleich Hitlers Generalen zögerten sie lange, zu lange... Denn auch in diesem Offizierskorps, das zum Teil noch unter dem Zaren gedient hatte, waren Fahneneid, Ehre und Pflichtbewußtsein die Bande, die man sich scheute zu zerreißen.

Und damals? Als man den Zaren verriet, hatte man da Skrupel?

Damals! – Man war jung, ehrgeizig. Der Tod vor den Gewehren der Tscheka oder eine große Karriere lag vor einem...

*

Der hochgewachsene junge Leutnant im Semenowski-Regiment der Kaiserlichen Garde in Moskau wirft wütend den Säbel auf das Feldbett. Sein hübsches Gesicht ist vom Ärger gezeichnet. Dieser sture Gamaschendienst widert ihn an. Er kann sich noch so viele Mühe geben, mehr als ein paar freundliche Worte des Obersten mit dem Zarenbart kommen nicht dabei heraus.

„Sie sind sehr tüchtig, Leutnant Tuchatschewski, ausgezeichneter Soldat, aber", und dann folgt die väterliche Ermahnung, „zügeln Sie ihren Ehrgeiz."

Der Ehrgeiz – er wird den Sohn eines russischen Adligen, der von einer französischen Gouvernante erzogen worden ist, in die Arme des Bolschewismus treiben, er wird seine Träume nähren, die Träume, ein neuer Napoleon zu werden.

Die Vorgesetzten haben ein wachsames Auge auf den jungen Gardeoffizier, der in nächtlichen Kasino-Gesprächen eine keineswegs sehr zarentreue Gesinnung preisgibt. Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges gibt Michail Nikolajewitsch Tuchatschewski Gelegenheit, auf dem Schlachtfeld den Ruhm zu suchen, aber in Galizien endet 1915 der Traum vom Helden. Er gerät in deutsche Gefangenschaft. Als in Rußland die Revolution ausbricht, gelingt ihm die Flucht. Doch der damalige Zaren-Hauptmann Tuchatschewski kehrt nicht zurück, um sich den Getreuen des Zaren anzuschließen. Er setzt auf die rote Karte.

Kriegskommissar Trotzki, der die neue Arbeiter- und Bauernarmee aufstellt, fixiert durch seinen Zwicker aufmerksam den fünfundzwanzigjährigen Zarenoffizier, der ihm seine Dienste anbietet. Trotzkis intellektuelles Hirn ortet sofort die Brauchbarkeit des Bewerbers. Tuchatschewski wäre nicht der einzige Adlige der bolschewistischen Führerschaft.

Sehr schnell avanciert Tuchatschewski unter den neuen Herren zum General. Das ist genau der Mann, den die Revolutionäre brauchen: hart, ehrgeizig und voll strategischer Ideen. Unter seinem Kommando werden die Weißrussen des Admirals Koltschak über den Ural getrieben und Denikins Armeen ins Schwarze Meer gejagt. Bis vor die Tore Warschaus führt er die Rote Armee.

„Er hat die Revolution gerettet", gesteht Lenin.

Die große Stunde der Bewährung des Generals Tuchatschewski aber kommt erst...

Aufstand in Kronstadt

1. März 1921.

Wie ein Lauffeuer geht durch Petrograd, dem früheren St. Petersburg, das dann Leningrad heißen wird, die Nachricht:

In Kronstadt meutern die Matrosen!

Die Flamme des Aufruhrs lodert hell in den kalten Märzhimmel. Fünfzehntausend Männer haben sich in der Inselfestung versammelt, Matrosen und Soldaten mit wildentschlossenen Gesichtern. Sie haben schon einmal eine Revolution entfacht. Sie sind gegen den Ministerpräsidenten der Provisorischen Regierung, Kerenskij, marschiert, sie haben das Winterpalais im Sturm genommen und damit Lenin, dem Führer der bolschewistischen Partei, die Macht gewonnen, aber nun sehen sie sich um ihre Hoffnungen betrogen: Nicht die Diktatur des Proletariats regiert, sondern die Diktatur der Kommunistischen Partei. Die Sowjets, die Herrschaft der Räte, existieren nur auf dem Papier.

Eine brodelnde, gärende Masse nähert sich hinter den dicken Festungsmauern dem Siedepunkt einer neuen Revolution.

Der spitzbärtige Michael Kalinin, der Präsident des neuen Staates, versucht die Matrosen zu beruhigen, aber dieses kleine Männchen mit den ovalen Brillengläsern vor den verkniffenen Augen vermag sich gegen die stämmigen Matrosen nicht durchzusetzen.

„Halts Maul!" fällt ihm einer der Meuterer ins Wort, „sag uns lieber, warum man unsere Väter und Brüder in den Dörfern erschießt? Ihr seid satt. Euch ist warm, ihr wohnt in den Palästen. He!"

Einer der Matrosen des Revolutionskomitees drängt sich nach vorn und klettert auf die Rednerbühne. Breitbeinig, wie auf einem schwankenden Schiff, stellt er sich an das hölzerne Gerüst.

„Genossen", ruft er laut in die Menge, „Genossen, wenn ihr euch umseht, werdet ihr merken, daß wir in einen furchtbaren Sumpf geraten sind. In diesen Sumpf sind wir von einer Gruppe von kommunistischen Bürokraten gestoßen worden, die unter der Maske des Kommunismus in unserer Republik ihr eigenes Schäfchen ins Trockene gebracht haben."

Die Matrosen toben und brüllen. Tausende von Mützen werden in die Luft geschwenkt. Kalinin und sein Militärkommissar sind froh, als sie die aufrührerische Festung ungeschoren wieder verlassen können. Als der schwarze Kraftwagen langsam über das Eis des Finnischen Meerbusens rollt, blickt sich Kalinin noch einmal um. Drohende Fäuste werden hinter ihm hergeschüttelt.

„Hoffentlich kommt Tuchatschewski bald", sagt Kalinin und sein verkniffenes Gesicht verzieht sich zu einer spöttischen Grimasse. „Er wird den Burschen schon einheizen."

Watet im Bruderblut

Sechs Tage später! Auf dem Bahnsteig in Petrograd stehen Sinowjew, der Führer der Petrograder Kommune, Trotzki, der Kriegskommissar, und zahlreiche andere bolschewistische Funktionäre. Sinowjew, einer der alten Revolutionäre, der nun mit harter Hand in Petrograd regiert, nimmt die Pelzmütze von dem breiten Schädel und fährt sich nervös durch das dichte lockige Haar.

Die Genossen erwarten einen ehemaligen zaristischen Offizier. Sie werden ihn mit hohen Ehren empfangen, den General Tuchatschewski, der den Aufstand von Kronstadt niederschlagen soll. Er hat im Bürgerkrieg schon einige Male die Revolution vor dem Zusammenbruch gerettet.

Die Kronstädter Matrosen hassen diesen General mit aller proletarischen Inbrunst. Auch das haben sie Lenin vorgeworfen, daß er sich mit zaristischen Generalen umgibt.

Langsam rollt der Sonderzug des Generals Tuchatschewski auf dem Bahnhof ein. Die Genossen ballen die Faust zum kommunistischen Gruß. Eine Ordonnanz reißt die Wagentür des Zuges auf. 28 Jahre alt ist der Mann, der mit gemessenem Schritt aus dem Zug steigt. Aus dem erdbraunen Uniformmantel ragt ein glattrasiertes, wohlgenährtes Gesicht hervor. Die Augen mit den doppelten Lidern blicken forschend und kalt. Ein Hauch von Gepflegtheit weht vor dem General her. Die Genossen rümpfen die Nase, aber Tuchatschewski kann sich solche bourgeoisen Anwandlungen leisten. Man braucht ihn!

„Wieviel Mann werden sie zusammenziehen können, Genosse General?" fragt Trotzki nach der Begrüßung.

„Ungefähr sechzigtausend!"

Trotzki reibt sich die Hände.

„Dann werden wir sie wie die Enten auf dem Teich erschießen."

Noch am gleichen Abend werfen Flugzeuge Bomben über Kronstadt ab. Wie eine große Zielscheibe hebt sich die Festung im Mondlicht aus dem glitzernden Eis heraus.

Auflösungen unserer Rätsel aus Heft Nr. 4

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 5. Schock, 8. Maniok, 11. Erker, 13. Baron, 14. Ohr, 16. Aera, 17. Ente, 18. Eck, 19. Eis, 21. Busse, 23. Kuh, 24. Ergo, 25. Septett, 27. Atem, 28. Zelle, 30. Ein, 31. Osten, 33. Loens, 35. Alter, 36. Etat, 37. Oise, 38. Harem, 41. Stier, 44. Loden, 45. Boa, 47. Onkel, 49. Dame, 50. Zwingli, 53. Enak, 54. Ger, 55. Ebene, 56. Lat, 57. Kur, 58. Rabe, 59. Ahab, 62. neu, 63. Kater, 64. Tadel, 66. Editor, 67. Region. — Senkrecht: 1. Ehe, 2. Ecke, 3. Bart, 4. Rin, 5. Scherz, 6. ora, 7. Kerbe, 8. Manet, 9. Noe, 10. Kuchen, 12. Raupe, 13. Besen, 15. Rigel, 18. Euter, 20. Solo, 22. Stil, 23. Kate, 25. Sentenz, 26. Tolstoi, 29. Leere, 32. Stein, 34. Sam, 35. Ais, 38. Homer, 39. Ader, 40. None, 42. Ekel, 43. Renan, 44. Lagune, 45. Biber, 46. Agnat, 48. Latein, 51. Weber, 52. Lehar, 58. Rat, 60. Aden, 61. Beg, 63. Kid, 65. Lid.

Silbenrätsel. 1. Drehorgel, 2. Eishaken, 3. Reiter, 4. Euterpe, 5. Itzehoe, 6. Niete, 7. Zander, 8. Imitation, 9. Gastgeber, 10. Entkräftung, 11. Wismut, 12. Eremit, 13. Galosche, 14. Emballage, 15. Instrument, 16. Note, 17. Emeritus, 18. Neidhammel, 19. Fanfare, 20. Riesling, 21. Ekrasit, 22. Umzug, 23. Nautik, 24. Diskussion, 25. Ziegel, 26. Unikum, 27. Bindehaut. **Der einzige Weg, einen Freund zu besitzen, ist, selbst einer zu sein.**

„Diese Bluthunde", schreit der Matrose Petreschenko, der Präsident des Kronstädter Revolutionskomitees, als die ersten Fensterscheiben unter den Explosionen bersten. Am nächsten Morgen jaulen die Granaten aus Tuchatschewskis Kanonen durch die eisige Märzluft.

Durch den Äther geht kurz darauf ein Aufruf der Rebellen:

> Der erste Schuß ist gefallen. Aber die ganze Welt weiß es. Der blutige Feldmarschall Trotzki, der bis zu den Hüften im Bruderblut der Arbeiter watet, hat als erster das Feuer gegen das revolutionäre Kronstadt eröffnet, das sich gegen die kommunistische Regierung empörte, um die wirkliche Macht der Sowjets wiederherzustellen.

In den Forts und auf den eingefrorenen Kriegsschiffen herrscht höchste Alarmbereitschaft. Die Matrosen wissen, daß ihr Leben keinen Rubel mehr wert ist, wenn sie der gefürchteten Tscheka in die Hände fallen. In Oranienbaum hat die Tscheka jeden fünften Mann meuternder Rotarmisten-Regimenter erschossen. Angestrengt starren darum die Posten in die Nacht.

Es war die Hölle

Als der neue Morgen im Schneesturm heraufdämmert, schrillen die Alarmglocken auf den Kriegsschiffen. Aus den Forts blitzen die roten Mündungsfeuer auf. Über das Eis kommen sie heran, Militärkadetten in weißen Tarnmänteln, dann die dunklen Punkte der kommunistischen Regimenter und dahinter, in einigem Abstand, eine dünne Linie, die eiserne Kette der Tscheka-Truppen. Wer vor dem Feind flieht, stirbt in den Maschinengewehrsalven der Tscheka. Dennoch gelingt es nicht, die Festung im ersten Ansturm zu nehmen.

Zehn Tage dauert der blutige Kampf um Kronstadt. Die Matrosen kämpfen wie sibirische Tiger um ihr Leben. Als am Abend des 17. März der Schein der untergehenden Sonne die Festung Kronstadt mit den Farben des Blutes umhüllt, steigt aus den Mauern der süßliche Geruch des Todes. In den Straßen liegen Tausende von Leichen. Während der ganzen Nacht und in den nächsten Tagen hämmern die Maschinengewehre der Hinrichtungskommandos; nur wenige Matrosen überleben das Inferno von Kronstadt.

Schweigend geht General Tuchatschewski am nächsten Tag durch das eroberte Kronstadt. Auch dem harten Sieger graut es beim Anblick der Verwüstung.

„Ich bin lange genug im Krieg gewesen", sagt er zu seinem Adjutanten, „aber ich kann mich an ein derartiges Gemetzel nicht erinnern. Es war keine Schlacht mehr, es war die Hölle."

Der Zaren-Offizier Tuchatschewski hat die Diktatur der kommunistischen Partei endgültig gerettet. Und diese Diktatur wird ihm lange Jahre diesen Dienst nicht vergessen, zumal er über ungewöhnlich große militärische Fähigkeiten verfügt.

Ein entscheidender Entschluß

Tuchatschewski wird der Reorganisator der Roten Armee, er setzt gegen den Willen Woroschilows, des Nachfolgers von Trotzki im Kriegskommissariat, die Aufstellung von Panzerdivisionen durch.

„Der nächste Krieg wird nicht mit Pferden geführt, er wird mechanisiert und motorisiert sein", hat Tuchatschewski im Beisein Stalins seinen Vorgesetzten Woroschilow belehrt, der für die Aufstellung von Kavallerie-Divisionen eingetreten ist.

In diesem Jahr 1925 wird eine der wichtigsten Entscheidungen auf militärischem und wirtschaftlichem Gebiet gefällt.

DER KREML

Stalin, der dem Streit zwischen den beiden militärischen Führern aufmerksam zugehört hat, zieht noch einmal an seiner klobigen Tabakpfeife, ehe er seine Ansicht äußert:

„Genosse Tuchatschewski hat recht. Wir müssen Panzerdivisionen aufstellen. Diese Notwendigkeit wird unsere gesamte Innenpolitik umgestalten. Wir können nicht mehr ein Agrarland bleiben. Ein Agrarland kann keine Panzerdivisionen unterhalten. Wir müssen so schnell wie möglich unsere Schwerindustrie aufbauen."

*

Dieser Entschluß wird der Neuen Ökonomischen Politik (NEP), die Lenin nach dem Kronstadter Aufstand proklamiert hatte, den Todesstoß versetzen.

Lenin hatte sich unter dem Eindruck dieser Rebellion, die sich insbesondere gegen den „Bürgerkrieg in den Dörfern" wandte, zu einem Kompromiß zwischen den kommunistischen Theorien und der wirtschaftlichen Praxis entschließen müssen, das heißt, der Privatunternehmer wurde wieder bis zu einem gewissen Grade geduldet, das Recht auf Privateigentum anerkannt, und insbesondere wurde den Bauern wieder erlaubt, ihre Erzeugnisse auf dem freien Markt zu verkaufen. Lenin machte freilich keinen Hehl daraus, daß er in der Neuen Ökonomischen Politik nur eine Übergangslösung zum sozialistischen Wirtschaftssystem sah.

„Wir haben nur einen strategischen Rückzug antreten müssen", versicherte er den Genossen. Zu spät allerdings hatte Lenin das Steuer der Wirtschaftspolitik herumgerissen, in den Jahren 1921/22 verhungerten in der Sowjetunion über fünf Millionen Menschen. Die Not wurde so groß, daß sich auch im Ausland die Stimmen mehrten, die zu einer großen internationalen Hilfsaktion für das notleidende russische Volk aufforderten. Die Namen des amerikanischen Präsidenten Herbert Hoover und des norwegischen Polforschers Fritjof Nansen sind mit diesen Hilfsaktionen verbunden. Allein aus den Vereinigten Staaten wurden 700000 Tonnen Lebensmittel in Rußland verteilt.

Die sowjetische Geschichtsschreibung ignorierte diese Spenden.

Stalins Frau bittet um Gnade

Der General Tuchatschewski spürt von all diesen wirtschaftlichen Schwierigkeiten und innerpolitischen Machtkämpfen relativ wenig. Die Rote Armee steht außerhalb dieser Kontroversen. Stalin, der nach dem Tode Lenins im Jahre 1924 praktisch die Nachfolge angetreten hat, wenngleich er auch noch nicht die Machtfülle der späteren Jahre besitzt, läßt Tuchatschewski, der zunächst in China als Berater tätig gewesen ist, freie Hand bei der Reorganisation der Armee.

Wie einige Jahrzehnte später der Ministerpräsident Chruschtschow den Marschall Schukow als Steigbügelhalter der Macht benutzt, so bedient sich auch Stalin des Generals Tuchatschewski, um seine Politik der Kollektivierung der Landwirtschaft, der Ausrottung der Kulaken, der Großbauern, durchzusetzen. Die Rote Armee brennt rebellische Dörfer nieder und liquidiert zusammen mit den GPU-Truppen die aufständischen Bauern.

Dem General bleibt es freilich nicht verborgen, daß Stalin systematisch mit der physischen Ausrottung jener Männer beginnt, die sich nach der Revolution auf die Seite der Bolschewisten geschlagen haben. Die Säuberungswellen, die schon längst auch die kommunistischen Parteimitglieder erfaßt haben, brechen sich allerdings noch vor den Kasernentoren der Roten Armee. In den Kasinos spricht man ziemlich frei von den Terrormethoden der GPU, der Geheimpolizei, die Wissenschaftler, Künstler, Techniker und einfache Arbeiter im Morgengrauen aus den Wohnungen holt. Die Opfer können von Glück sagen, wenn sie nur in ein Lager verbannt werden.



Stalins Gegenspieler: Leo Trotzki, Verteidigungskommissar in der bolschewistischen Revolution. Er läßt die Matrosen von Kronstadt wie Enten auf dem Teich erschießen.

Das Land stöhnt unter der harten Faust Stalins.

In dieser grausamen Zeit versucht eine zarte, schwächliche Frau, das Schicksal vieler Unglücklicher abzuwenden: Nadeschda Allelujewa Stalin.

Im Herbst 1932 sieht sie ihren Mann zum letzten Mal. Sie hat sich für einen jungen Erfinder eingesetzt, der wegen angeblicher Spionage verhaftet und zum Tode verurteilt worden ist.

Mit der „Prawda" in der Hand steht sie im Kreml vor Stalin, bleich, schmächtig. Ihre dunklen Augen blicken flehend zu Stalin empor. Die Zeitung meldet, daß der Ingenieur Kowarski zum Tode verurteilt ist.

„Verhindere das", bittet Nadeschda Allelujewa. „Du weißt, er ist unschuldig. Wie lange ist es her, daß die Zeitungen seinen Namen als eine Zierde der Sowjetjugend gepriesen haben!"

„Und, was willst du?", fragt Stalin kalt.

„Ändere das Urteil!"

Stalin geht zum Telefonapparat, dreht an der Kurbel:

„Verbinden Sie mich mit Jagoda."

Zitternd, einen Funken Hoffnung in sich, steht die Allelujewa in dem Arbeitszimmer. Dann hört sie eine Stimme aus der Telefonmuschel. Es muß Jagoda sein, der gefürchtete Chef der GPU. Stalin blickt seine Frau mit eisgrauen Augen an, als er zu Jagoda spricht:

„Hören Sie, das Urteil an Kowarski soll sofort vollstreckt werden."

Alle Farbe ist aus dem Gesicht der Frau gewichen. Ihre Hände tasten nach einer Stütze. Kaum hörbar kommen die Worte über ihre dünnen Lippen:

„Niemand könnte dich besser kennzeichnen, als du es selber tust."

Im nächsten Heft:

Stalin und die Frauen · „Mit ihr starben meine letzten warmen Gefühle" · Die Allelujewa fürchtet, ermordet zu werden.

Dein Auto · Dein Geld · Dein Leben

Klapperatismus

Tagtäglich werden die Meister in allen Kundendienstwerkstätten unseres Landes weiß um die Nasenspitze, wenn wieder einer kommt, den Garantiezettel schwenkt und sagt: „Sie – da ist ein Geräusch...“

Denn ein Klirren unter der Motorhaube, ein Ächzen an der linken Tür oder ein Poltern im Kofferraum verursacht oft mehr Arbeit und Ärger als eine komplette Inspektion. Überlastete Monteure fahren mit gespanntem Trommelfell Probe, kriechen durch alle Eingeweide des Autos, verbiegen Bleche, baden Schrauben in Caramba, kleben Kabel fest, klopfen hier und lauschen dort. Und der Kunde steht dabei und sagt mit Donnergrollen in der Stimme: „So was – kaum zu glauben. Mein alter P 4 vor dem Krieg, der hat nie geklappert!“ Und das Gespenst der guten alten Zeit schleicht wieder einmal unsichtbar um die Hebebühnen und Werkbänke.

Wie war das doch damals?

Die Autos hatten 19-Zoll-Reifen und wateten hochbeinig durch halbleere Straßen. Eine Heizung war entweder nicht vorhanden oder stank nach Benzin. Die Stoßdämpfer verdienten den Namen nur einige hundert Kilometer lang. Ein Motor, der 40000 schaffte, mußte schon besser gepflegt werden als heute Farah Dibas Thronfolgerbaby. Und dennoch: es war etwas dran an der geringeren Anfälligkeit. Man konnte es sich noch leisten, Autos so einfach zu bauen, daß jeder Dorfschmied sie reparierte, wenn er nicht gerade ein Dorftrottel war. Was klapperte, tat es meist so laut, daß man die Quelle des Übels sogleich am Wickel hatte. Der Schalthebel griff als rabiater Knüppel mitten ins Getriebe, ohne die vielen Gelenke, Schiebestangen, Führungen und Lager, die heute die nervöse Verbindung zwischen Stricknadelkopf am Lenkrad und vollsynchronisiertem Räderwerk unter dem Tunnel herstellen. Es fehlte einfach das ganze Bataillon von zusätzlichen Kabeln, Relais, Automätchen und Rädchen, das uns heute zur Freude am Komfort gereicht – und nach einiger Zeit unweigerlich Laut gibt. Mal hier, mal dort.

Unsere Autos sind nichtsdestoweniger besser geworden, flinker, sanfter und automatischer. Damit aber zwangsläufig auch komplizierter, und mit dieser Entwicklung kam leider die heimtückische Grille, die uns irgendwo im großen Blech umzirpt. Doch keiner will mehr auf den Luxus verzichten, um Ruhe zu finden. Weder im Auto noch sonstwo. Er protestiert, und die Werkstatt sucht fieberhaft, für acht Mark fünfzig pro Arbeitsstunde. Das ist – leider – der unvermeidliche Preis des Fortschrittes.

Zur Geräuschempfindlichkeit kommt freilich oft die Angst. Man fürchtet, das Schaben unter der Karosserie sei die Kardanwelle, die gerade ein Stück Achse zu Eisenfeilspänen verarbeitet. Oder die klappernde Tür werde in der nächsten Kurve auffliegen und Tante Huldas Zweizentnerschönheit in den Kartoffelacker katapultieren. Manche vermuten sogar im knisternden Armaturenbrett das Vorzeichen für eine Tankexplosion.

Aber sobald das Transparent der Kundendiener winkt, ist die Angst entwichen. Man schimpft nur noch über Geräusche und verlangt kategorisch deren Beseitigung. Anstatt klipp und klar zu sagen: „Bei mir piept's. Ist das schlimm oder nicht?“

Das hat der Fachmann nämlich in wenigen Minuten heraus.

Die Ochsendiebe

In der letzten Nummer der Frankfurter Illustrierten lasen Sie unter dem Titel „Revolte im Urwald" von verhängnisvollen Fehlhandlungen, zu denen kindlich-unreife Menschen kommen, wenn ihre dunklen Leidenschaften von gewissenlosen Elementen aufgestachelt werden. Heute erzählt uns Ludwig Koch-Isenburg von dem unbegreiflichen Kult, den die Menschen Madagaskars mit den Zebuochsen treiben, und der Entführung eines Stieres, die mit einem barbarischen Strafgericht endete, als man die Diebe fing.



Mein Wäschemädchen, die Ochsensammlerin, lief in jeder freien Stunde zu ihrer Herde, die sie bei ihrem Bruder untergebracht hatte. Jeden Frank, den ich ihr schenkte, legte die junge Sammlerin zum Kauf eines Zeburindes zurück.

Man kann in Madagaskar nichts tun und lassen, man kann nicht leben und nicht sterben ohne immer und überall eine Beute übelwollender Geister, der „Lolo" zu sein. Und man kann nicht heiraten und genießt kein Ansehen ohne eine Zebuherde. Mehr als 25 Millionen Rinder halten sich die 5 Millionen Einwohner der Insel; der Besitz von Zebuochsen, von möglichst vielen Zebuochsen, ist der Wunschtraum, das Ideal und das Lebensziel aller braunen Menschen. Wohnt einer in der Stadt, wo das Rinderhalten Schwierigkeiten macht, so werden die Rinder zu Verwandten aufs Land gegeben, und an jedem Sonntag, den Gott werden läßt, laufen Hunderte von Menschen auf die Steppe vor den Toren, um sich am Anblick der würdig, mit gewaltigem Fettbuckel einherschreitenden Zebus zu laben. Es ist erhebend, Buckelrinder zu sehen, wahrhaft beglückend aber ist es, sie zu besitzen. Diese grenzenlose Ochsenverehrung scheint ein Erbteil der malaiischen Völkerfamilie zu sein, das sie aus ihrer Urheimat Asien mit hinausgenommen hat in die Inselweiten des Indischen Ozeans. Noch heute ist ja in Indien die Kuh das Symbol der irdischen Fruchtbarkeit, der Mutter Erde, der Nährquell des Menschengeschlechts. Allerdings macht die madagassische Kuh da eine Ausnahme: sie nährt niemanden. Die wenige Milch, die das leichte, hirschhafte Tier auf der kargen Steppenweide gibt, genügt gerade eben für das Kalb. Milchgenuß oder gar Butter waren tausend Jahre unbekannt, und erst die Europäer führten dieses wichtige Nahrungsmittel auf der Hochebene – aber auch nur da – ein. Freilich, madagassische Kühe zu melken, lohnte sich nicht für die weißen Frauen, die Milch für ihre Kinder brauchten; man mußte Milchvieh aus Europa einführen. Der Käse, endlich, diese Delikatesse der Fremden, erregte allgemeinen Abscheu unter den Inselleuten. Zu den vielen Unbegreiflichkeiten, denen wir in ihren Augen fröhnen, kam auch noch die, daß wir „verfaulte" Milch zu uns nehmen. In der Hauptstadt Tananarive essen einige Eingeborene heute Käse, aber ich werde den Eindruck nicht los, daß sie es nur aus Snobismus tun; wer Käse ißt, ist fortschrittlich und modern.

Wenn ein Kind geboren wird, so erheischt das ein Ochsenopfer, sonst kann sein Leben nicht glücklich werden. Wenn ein junger Mann eine Frau haben will, so sind zwei Ochsen für den Schwiegervater das mindeste, was er zahlen muß. Wenn ein Häuptling stirbt, so „frißt", im wahrsten Sinne des Wortes, seine nach Hunderten zählende Verwandtschaft in wochenlangen Gelagen seine ganze Herde auf, denn jedes beim Leichenschmaus verzehrte Stück wird die jenseitige Herde des Toten bevölkern und ihm das himmlische Paradies erst vollenden.

Der Eingeborene genießt kaum Fleisch, Rindfleisch noch am seltensten. Bei den Totenfeiern aber kann ein Mann 7 Pfund Fleisch auf einen Sitz verzehren.

Einmal reiste ich zusammen mit dem Geologen der Quarzgesellschaft mit 28 Trägern in der südlichen Steppe. Wir fielen des Abends in das Haus eines gastfreundlichen Kreolen, und unsere Träger biwakierten im Park. Mit einem Male erhob sich da eine ungeheure Lustigkeit, ganze Rinderviertel brieten am offenen Feuer, und viel Volk strömte herzu. Der Boy sagte uns, daß die Leute eine verstorbene Kuh, die im Park vor drei Tagen eingescharrt worden war, ausgegraben und aufgeteilt hätten. Die Leiche des Tieres war ballonartig aufgetrieben, das Fleisch grün und schmierig, bei 40 Grad im Schatten. Unseren Burschen ist die Hyänenmahlzeit prächtig bekommen.

In einem kleinen Flecken bediente mich eine junge Wäscherin, die sich als ungeheuer geschäftstüchtig, um nicht zu sagen geldgierig erwies. Dabei aber schienen ihre Mahlzeiten und ihre Garderobe nicht sonderlich kostspielig. „Was machst du bloß mit all dem Geld, das du so eifrig zusammenscharrst, Antsoroan?" fragte ich das junge Ding. Verschämtes Grinsen und Schweigen machten mich noch neugieriger. Endlich gestand sie mir, daß sie Ochsen kaufe. Auf allen Märkten war sie zu sehen und sonntags lief sie 50 km aufs Land zu ihren Ochsen. Sie hatte die Tiere bei ihrem Bruder untergebracht. Das Mädchen war der madagassischen Leidenschaft, dem Ochsensammeln, verfallen. Zebus werden gesammelt wie in Europa Briefmarken, Kupferstiche oder Halbedelsteine. Nur in der äußersten Not greift der echte Sammler seine Schätze an.

Der Häuptling und sein Stier

Ich kannte in einem verlorenen, unsagbar schmutzigen Steppendorf einen alten Häuptling. Seine Haut war zerfurcht und zerknittert wie eine alte Ochsenhaut auf der Innenseite, aber die herkulische Gestalt war ungebeugt. Er besaß vor Jahren einen Stier, dessen Hörner nicht wie gewöhnlich nach vorn und außen, sondern wie bei einer Antilope nach hinten und innen gebogen waren. Diese nur äußerst selten auftretende Absonderlichkeit bezeichnet ein Tier besonderer Abkunft. Der Kult, den man mit ihm treibt, grenzt ans Religiöse. Die Bewohner ganzer Landstriche machen sich auf, um es zu sehen, und sein Urin, innerlich und äußerlich gegen allerlei Gebrest angewendet, ist Gold wert. Es war im Lande der Rinderdiebe selbstverständlich, daß das kostbare Tier eines besonderen Schutzes bedurfte. Eine Eskorte ausgewählter Krieger des Stammes begleitete Tag und Nacht die Herde, in der sich der „Auserwählte" befand.

Es ist niemals herausgekommen, durch welchen Zauber sich die „Zanarano", die Söhne des Wassers, jenseits der Hügelkette, in seinen Besitz zu setzen vermochten. Man behauptet, sie hätten sich mit den Absonderungen brunftiger Kühe eingerieben und so den Stier bei Nacht aus der Herde gelockt. Der Häuptling schäumte, als er es erfuhr, und der Dorfzauberer, befragt, sagte nichts anderes als: „Zanarano".

Die „Söhne des Wassers" waren die Feinde der Bara seit Generationen. Kein Mensch wußte warum; es genügt ja bei Primitiven ebensowohl wie bei Kulturvölkern allein die Tatsache der Nachbarschaft, um tödliche Rivalität, geboren aus gelbem Neid und scheeler Mißgunst, im

Koch-Isenburg:

Ich lebte unter Geistern

Busen zu nähren. Späher der Bara umschlichen das Dorf der Zanarano. Abends trieben die Zanarano ihr Vieh zusammen, die Späher konnten das verlorene Idol darunter nicht erkennen. Kein Wunder – auch unter Wilden pflegt eine Partei so gerissen zu sein wie die andere.

Im Baradorf bildeten sich zwei Parteien. Die eine, die des weltklugen Zauberers, sagte: „Die gestohlenen Tiere (es fehlten im ganzen fünf) sind in den nördlichen Wäldern versteckt." Die andere, die Häuptlingspartei, machte sehr richtig geltend, daß die feuchtheißen Wälder Rindern den Tod bringen und daß kein Malgasch eine solche Kostbarkeit wie den Stier, noch dazu in der vollen Regenzeit, den Gefahren der Urwälder aussetzen würde. Die Tiere könnten nur in den Schluchten der wüstenhaften Westküste stecken. Guter Rat war teuer, und die tropischen Wassergüsse hatten alle Spuren verlöscht. Schließlich drang die Meinung des Zauberers durch, denn aus seinem Munde sprach das Orakel des „Mpsidy" (Bohnenorakel), gesteuert von der hintergründigen Erkenntnis, daß der Feind mit dem stichhaltigsten Einwand rechnet und justament das tut, von dem er glaubt, daß es der andere für unwahrscheinlich hält.

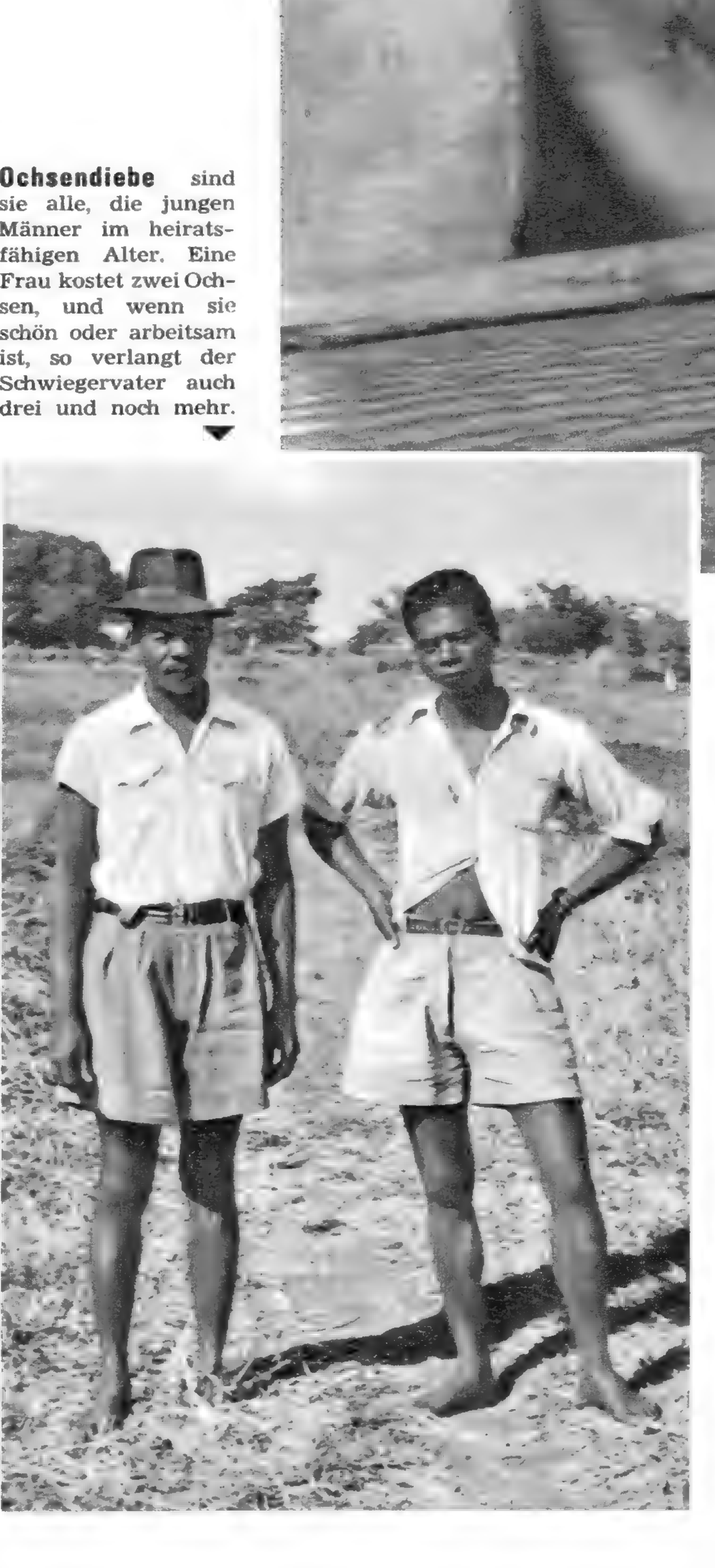
Ein unheimlicher Schrei

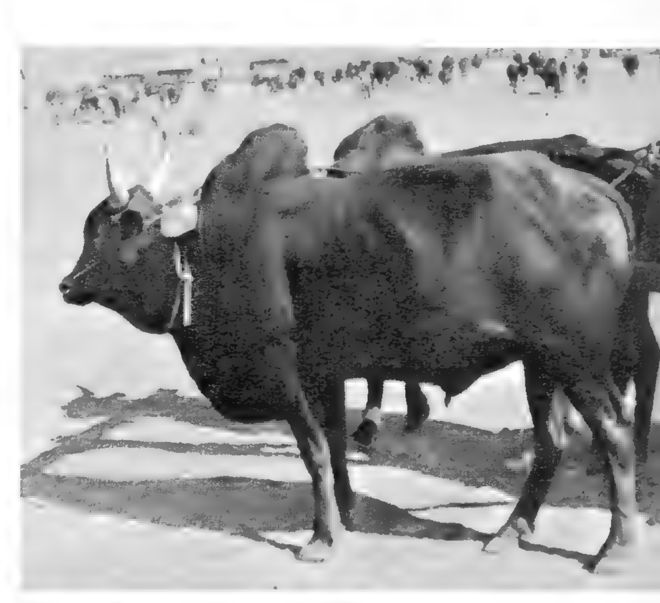
Die Krieger des Dorfes schwärmten aus nach Norden, und als der Mond voll wurde, fanden zwei von ihnen tatsächlich die gestohlene Herde in einer Waldlichtung am Oberlauf des Itasy. Einer der Männer lief zurück. Der jauchzende Schrei des „Voronzaza" (Kindvogel) erklang je dreimal von jeder Bergkuppe und rief die Freunde zusammen. Nach Tagen waren so viele Krieger um den Rufer versammelt, daß man den Angriff wagen konnte. Indessen war die Herde weitergezogen. Auf einsamen Dschungelpfaden ging ein Tier hinter dem anderen durch die verwucherte Wildnis der Berge. Der Späher folgte, und an jedem Tage kurz vor Sonnenaufgang gellte der rauhe Schrei des „Babakoty", des halbäffischen Waldgeistes, in der Nähe der Herde. Die Wächter schauerten. So früh, wenn gerade die „Sohona", die Frösche im Sumpf, ihr Morgenkonzert beginnen, pflegt der Babakoty nicht zu rufen. Sein Schrei begrüßt erst die Sonne, wenn sie als rote Scheibe sich über die Wipfel erhebt. Es wurde den Leuten unheimlich und sie trieben das Vieh rascher voran. Die Kälber starben im Sumpf, und die Alttiere fielen vom Fleisch.

Nun, da acht Krieger der Bara seit Tagen bereits der Herde folgten und nachts das Lagerfeuer umschlichen, wäre es ein Leichtes gewesen, die drei Zanarano-Leute zu überwältigen. Aber wenn es nicht gelang, sie mit einem Schlage unschädlich zu machen, war der Stier des Häuptlings verloren. Die rasch geschleuderte „Lefona" würde ihn durchbohren, noch ehe der Krieger sich ergab, denn wenn schon alles verloren war, sollten die gehaßten Rivalen doch wenigstens nicht das Wundertier zurückgewinnen. In den glühendheißen Nächten, in denen es unausgesetzt von den Bäumen troff und die schauerlich brüllenden Stimmen der Lemuren aus den Wäldern klangen, trieben die gelben

Der verlorene Schrei des Babakoty, des halbäffischen Waldgeistes, verkündet den Sonnenaufgang in den dichten, verwucherten Urwäldern, in denen die Diebe die gestohlene Herde mit dem Stier versteckt hatten.

Ochsendiebe sind sie alle, die jungen Männer im heiratsfähigen Alter. Eine Frau kostet zwei Ochsen, und wenn sie schön oder arbeitsam ist, so verlangt der Schwiegervater auch drei und noch mehr. ▼



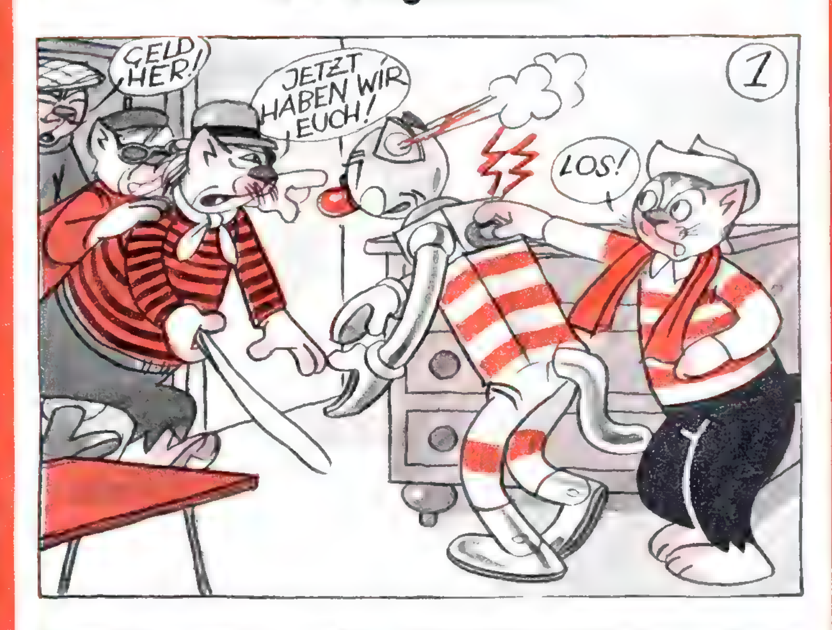


Würdig, mit straffem Fettbuckel schreiten die Stiere über die Steppe, geliebt und bewundert von jedermann. Den Karren ziehen sie noch nicht lange, denn bevor die Europäer auf die Insel kamen, war das Rad im Lande Madagaskar noch nicht bekannt.

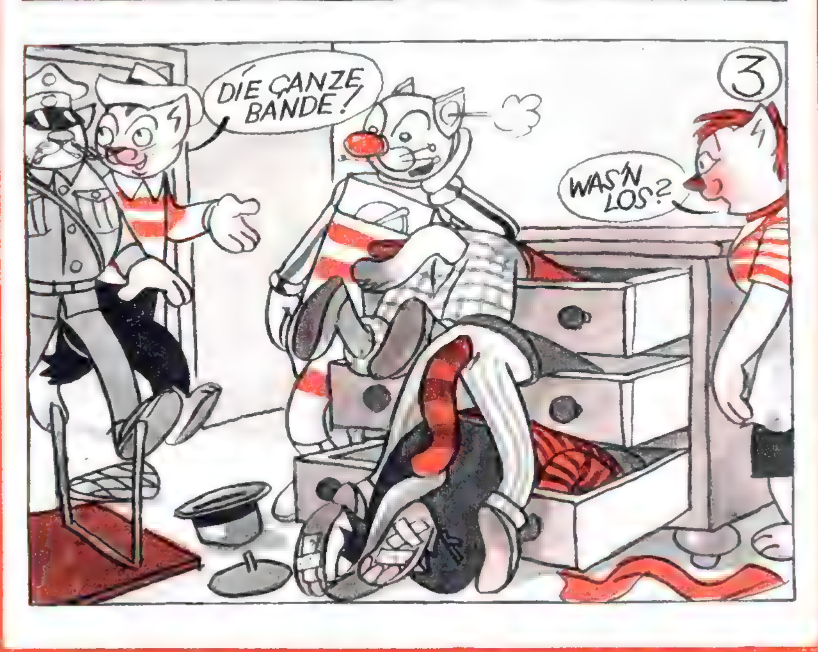
VON CEFISCHER

OSKAR'S SCHNAPSIDEEN

Gut aufgehoben







Koch-Isenburg: Ich lebte unter Geistern

Steppenköter das Vieh dicht ans Feuer. Es war für die Bara unmöglich, heranzukommen, ohne daß die Wächter oder die Hunde es bemerkt hätten. Doch die gleiche List, die den Dieben Erfolg gebracht hatte, sollte nun auch den rechtmäßigen Eigentümern zugute kommen.

Gefangen und gerichtet

Eines Nachts brach der Stier aus, vom Duft einer brunftigen Kuh erregt, und laut schreiend stürmten die Verantwortlichen hinterdrein, um ihn nicht entkommen zu lassen. Sie rannten blindlings in das grüne Gewölbe des Hochwaldes und liefen in die Falle. Blitzschnell waren sie mit zähen Lianenstricken zusammengeschnürt und wehrlos gemacht. In Eilmärschen ging es zurück zum Heimatdorf. Jede menschliche Siedlung wurde vermieden. Kundschafter eilten dem Zug voraus und bestimmten die geheimen Pfade; denn die Krieger des feindlichen Dorfes durften keinen Wind von der Sache bekommen. Die Gefangenen wurden mit dem Vieh vorangetrieben. Nur dem Zauberer oder dem bestohlenen Häuptling stand es zu, ihre Strafe zu bestimmen. Das Verbrechen konnte nur durch den Tod gesühnt werden. Der Ältestenrat trat zum „Kabary“ zusammen und bestimmte, daß die Missetäter in der Gezeitenzone des Meeres angebunden werden sollten. Unter Führung des Häuptlings und des Zauberers zogen die Männer des Dorfes ans Meer, um das Urteil zu vollstrecken. Im Mangrovengürtel wurden die Deliquenten an Stämme gefesselt, als eben die Flut zurückwich. Tausende bunter Krabben kamen aus ihren Löchern und fielen über die Unglücklichen her. Noch ehe die Wasser zurückkamen, waren die Männer bis auf das Skelett von dem Geziefer zernagt und zerfressen. Eine wahrhaft barbarische Hinrichtungsart.

Das Gesetz der Primitiven

Die Kolonialregierung hatte zwar alle Arten von Eingeborenenjustiz verboten, Zauberei untersagt, die Sklaverei aufgehoben und das Aussetzen von Säuglingen, die an Unglückstagen geboren waren, mit schweren Strafen belegt. Aber was nützte das alles in Madagaskar, wo auch heute der Arm des Gesetzes noch nicht bis in die entlegensten Winkel reicht und einzelne Stämme noch immer wie in der tiefsten Steinzeit leben! Mehr als einmal zogen wir aus der Tiefe der Termitenbauten Gerippe von Säuglingen hervor, wenn der Boy mit der Spitzhacke Insekten zum Füttern meiner gefangenen Vögel suchte. Die Sitten der Primitiven sind rauh, denn der Kampf ums nackte Dasein ist nirgends unmittelbarer als in kärglichen Gebieten.

Ein zweites Mal kam ich mit dem Delikt des Ochsendiebstahls zusammen, an einer Stelle, an der ich es am wenigsten vermutet hätte. Ich hatte kurz vor Mittag, in der heißesten Stunde des Tages, das Postamt in Tulear, der größten Stadt an der madagassischen Südwestküste, verlassen und begegnete mit grenzenlosem Erstaunen einem weißen Mann bloßflüßig und nur mit dem Salaka, dem Hüfttuch der eingeborenen Männer bekleidet, die Hände in Ketten geschlossen und von zwei bis an die Zähne bewaffneten schwarzen Polizisten flankiert, mitten auf der Straße. Von allen Seiten lief das braune Volk zusammen, denn einen solchen Anblick hatte es wohl noch nicht gegeben, seit die große Insel existiert. Selbst denjenigen unter den Einheimischen, die die weiße Bevormundung nicht liebten, verschlug es die Sprache. Es herrschte betretene Stille.

Ich lief zu meinem Freund, einem französischen Anwalt. Zu dieser Zeit war die Insel noch Kolonie, und nur ein Weißer konnte diesen infamen Schlag in sein eigenes Gesicht inszeniert haben. Was immer der Gefangene auch getan haben mochte, dieser Auftritt war zuviel, er war geschmacklos.

Mein Anwalt schwieg beharrlich, meine Frage waren ihm sichtlich peinlich, denn er konnte sich sagen, daß ich in Europa darüber nicht schweigen würde. Der Tatbestand – der Anwalt konnte ihn schließlich nicht verheimlichen – war folgender: Der gefangene Weiße war ein kreolischer Viehzüchter, dem die Eingeborenen schon wiederholt die Herden geraubt hatten, ohne daß er jemals bei der lahmen Justiz der Europäer zu seinem Recht gekommen wäre. Als man ihm nun wieder ein Dutzend Rinder gestohlen hatte, schritt er zur Selbsthilfe, folgte zusammen mit seinen Leuten den Spuren und fand die Diebe mit der Herde an einer abgelegenen Stelle in der Steppe. Die jungen Leute – es handelte sich um Freier, die Zebus haben mußten, um zu einer Frau zu kommen – hatten sich Grasdächer zum Schutz gegen die Sonne errichtet.

Rache aus Eifersucht

Die Männer des Kreolen verprügelten die Rinderdiebe, steckten die Grashütten in Brand und trieben das Vieh wieder heimwärts. Es war eine „Revanche“, wie sie fast täglich unter den Eingeborenen geübt wird, und kein Mensch, auch nicht der französische Chef de poste, würde sich weiter darüber aufgeregt haben. Da nun im Lande nichts geheim bleibt, gelangte die Mär, von den Eingeborenen unter Lachen weiterkolportiert, tags darauf schon an sein Ohr. „Monsieur Fruteau“, sagte er zu seinem Boy, der ihm die Nachricht brühwarm überbrachte, „c'est le creole?“ Und als der Bursche bejahte, war der Bart ab. Diesen Kreolen hatte der Postenchef schon lange im Verdacht, ein Freundschaftsverhältnis mit seiner Frau zu haben. Ob die Eifersucht begründet war oder nicht, nun bot sich eine Gelegenheit, dem Nebenbuhler eins auszuwischen. Wenn mehr als zwei an einem Überfall beteiligt sind, so ist das „Landfriedensbruch“. Wenn menschliche Wohnstätten in Flammen aufgehen, so ist der Tatbestand schwerer Brandstiftung erfüllt. Seine Polizisten fingen den Übeltäter – und das Weitere hatte ich ja mit eigenen Augen gesehen. Was tut es, daß bei einer Verhandlung der Tatbestand ins richtige Verhältnis gerückt wird, der kreolische Siedler war fürs erste einmal in der ganzen Gegend unmöglich gemacht.

Wer aber wundert sich dann noch in Europa, wenn das Ansehen des weißen Mannes in vielen Gegenden der Welt auf den Nullpunkt abgesunken ist?

Im nächsten Heft:

Das Badefest der Königin

FRANKFURTER ILLUSTRIERTE • DAS ILLUSTRIERTE BLATT

CHEFREDAKTION: GERHARD HOFMANN. Verlag Frankfurter Jllustrierte Wirthle, Kluthe & Co. KG., im Verlagshaus Frankfurter Societäts-Druckerei, Frankfurt a. M., Frankenallee 71—81. Tel.: Sammelnummer 33 05 01. Fernschr. 041 1655. Die FRANKFURTER ILLUSTRIERTE erscheint wöchentlich — Heftpreis 50 Pf, Zustellgeld 5 Pf, bei Bezug durch die Post monatlich 1,91 DM einschließlich 13,35 Pf Zeitungsgebühr, zuzüglich 9 Pf Zustellgeld. — Auslandspreis 70 Pf. Für unverlangt eingehende Einsendungen keine Gewähr. — Druck: Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH. und HABRA-Kupfertiefdruck, Darmstadt.
Die FRANKFURTER ILLUSTRIERTE darf nur mit ausdrücklicher Zustimmung des Verlages in Lesezirkeln geführt werden. — In Oesterreich für die Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I., Freyung 6. Printed in Western Germany

Belgien bfr. 7.— · Dänemark dKr. 1.25 · England sh. 1/6 · Finnland Fmk. 70.— · Frankreich NF —.70 · Holland hfl. —.60 · Italien Lire 100.— · Norwegen nKr. 1.25 · Oesterreich S. 4.— · Portugal Esc. 5.50 · Schweden sKr. —.90 incl. oms · Schweiz sfr. —.60 · USA $ —.25


FINAS die Feine - wo nur das Beste gut genug ist
Egyptian Cigarettes Manufactory
KYRIAZI FRÈRES
CAIRO (EGYPT)
ESTABLISHED 1873
ZWEIGFABRIK HAMBURG
TRADE
MARK
IMPORTERS & MANUFACTURERS TURKISH TOBACCO
OF CIGARETTES TOBACCO
FINAS
FN 106

Dr. Brand gibt Rat und Antwort

Dr. Brand, unser psychologischer Mitarbeiter, nimmt jede Woche in der „Frankfurter Jllustrierten" zu menschlichen Problemen Stellung. Haben Sie Fragen oder Anregungen, dann schreiben Sie bitte an die Redaktion, zu Händen von Dr. Brand. Wünschen Sie Briefantwort, dann vergessen Sie das Rückporto nicht. Und bitte, geben Sie keine Postlageradresse an.

Kind aus unglücklicher Ehe

Herr A. N. (45) schreibt:

Durch Verheiratung mit einer 32-jährigen Frau, die einen jetzt 13jährigen Jungen mit in die Ehe brachte, bin ich auch Stiefvater geworden. Die erste Ehe meiner Frau, deren Mann plötzlich verstarb, war von Anfang an unglücklich. Es gab nur unerquickliche Auseinandersetzungen und scheußliche Szenen, wie ich erfuhr. Nun ist unsere Ehe durch den Jungen in Gefahr geraten. Ich werde mit ihm nicht fertig. Der Junge ist frech, hat keinen Respekt vor Erwachsenen und gehorcht weder meiner Frau noch mir.

Der Junge scheint weder dumm noch schwachsinnig zu sein, aber er stellt häufig Sachen an, daß ich an seinem Verstand zu zweifeln beginne. Vielleicht sollte man ihn auf eine eventuell bestehende Geisteskrankheit untersuchen lassen?

Wie ich schon sagte, ist es bei uns zu einer Ehekrise wegen des Jungen gekommen. Meine Frau hat als Mutter natürlich eine andere Einstellung als ich und nimmt ihn in Schutz, obwohl auch sie immer entsetzter über die Entwicklung ist. Ich bin für radikalere Methoden. Soll ich den Jungen einem Psychiater vorführen?

Dr. Brand antwortet:

Schwer zu entscheiden, ob es ein Fall für den Psychiater ist. Denken Sie einmal nach: Der schwierige Junge ist das Kind zweier Menschen, die eine unglückliche Ehe geführt haben. Wahrscheinlich ist er immer wieder zum Augenzeuge der erwähnten unerquicklichen Szenen zwischen Vater und Mutter geworden. Der Junge hat also die Erwachsenen nicht gerade so erlebt, daß er einen besonderen Respekt vor ihnen haben könnte. In seinem zweiten Zuhause ist nun auch wieder Streit. Mutter und Stiefvater zanken sich — und er als der zuschauende Dritte wird noch respektloser als bisher.

Meine Ansicht und mein Rat:

In bezug auf die Erziehungsmethoden darf der Junge keine streitenden Parteien sehen. Sie und Ihre Frau müßten sich über das, was von Fall zu Fall zu tun und zu lassen ist, hundertprozentig einig werden.

Und weiter: Sie müßten das Renitente des Jungen zu verstehen versuchen. Das heißt, der Junge muß wissen und fühlen, daß Sie den Willen und den Wunsch haben, ihn begreifen zu lernen, ihm zu helfen und mehr sein Freund als nur — Stiefvater zu sein. Hier liegt ein Weg. Einen Psychiater oder einen psychologisch geschulten Arzt hinzuziehen können Sie immer noch.

> **Was ist eigentlich Leidenschaft?**
>
> Jede triebhafte und gefühlsbetonte Abhängigkeit von einer bestimmten Wunschbefriedigung führt automatisch zur Maßlosigkeit bei der Verfolgung des speziellen Wunschzieles. Diese Maßlosigkeit ist — Leidenschaft. Es gibt so viele Leidenschaften, als es entsprechend spezifizierte Triebe und Antriebe gibt, wie beispielsweise Hunger nach Macht, nach Liebe, Geld usw.

Vergangenheit

Herr W. S. (29) schreibt:

Kürzlich, nach meiner Verlobung, gestand mir meine Verlobte, sie habe einen Jugendfreund gehabt, den sie ernstlich geliebt habe. Die beiden haben sich nach ihrem eigenen Geständnis fast zwei Jahre gekannt. Ich war entsetzt. Kann man ein Mädchen, das eine Vergangenheit gehabt hat, noch heiraten? Ich denke in dieser Beziehung sehr streng.

Dr. Brand antwortet:

Aha! Sie selbst sind also in puncto Jugendliebe ein völlig unbeschriebenes Blatt. Sonst könnten Sie ja nicht so entrüstet und entsetzt sein. Tja, da haben Sie eben Glück — oder Pech gehabt, ganz wie man's nimmt. Ich meine immer, jeder einigermaßen normale Mensch hat in der Jugendzeit schon einmal einen Liebesbrief an eine heimlich oder unheimlich Geliebte geschrieben.

Immerhin, auf die leichte Schulter zu nehmen ist Ihre Geschichte nicht. Wenn Sie das Gefühl haben, Sie kämen über die sogenannte Vergangenheit Ihrer Verlobten nicht hinweg, dann treten Sie doch besser zurück. An dieser Klippe sind nämlich schon manche Ehen zerbrochen. Wer nicht vergessen kann, der versteht auch nicht. Und wer nicht versteht, der verzeiht nie.

Schade eigentlich um das Mädel, das Ihnen gegenüber so offen war. Es kann Ihnen passieren, daß Sie eine andere finden, die keine „Vergangenheit" hat. Aber nur, weil sie nicht darüber spricht!

Junger Ehemann gefährlich?

Fräulein H. (23) schreibt:

Vor eineinhalb Jahren lernte ein jetzt 19jähriges Mädel einen jungen und nur um ein Jahr älteren Mann kennen. Beide haben sich gern und möchten auch heiraten, was natürlich erst möglich wäre, wenn der betreffende junge Mann das 21. Lebensjahr erreicht hat. Er hat denselben Beruf wie der Vater meiner Bekannten und könnte bei Einheirat dessen Betrieb mitführen oder zunächst in dem Betrieb arbeiten. Bezüglich der Heirat verhalten sich die Eltern des Mädels jedoch sehr abweisend. Sie sind der Meinung, die Verbindung könne bei der Jugend des Mannes und natürlich auch ihrer Tochter unglücklich werden. Abgesehen davon seien 21 und auch 22 Jahre noch kein heiratsfähiges Alter für einen Mann.

Meine Bekannte ist tatsächlich unsicher geworden und hat mir anvertraut, daß sie Angst vor der Zukunft hat. Ich frage Sie nun: Wird von den Eltern nicht falsch gehandelt? Sagen auch Sie, daß 22 Jahre kein heiratsfähiges Alter für einen Mann sind, oder sind Sie sicher, daß die Ehe der beiden eine gute Ehe wird, wenn die zwei eventuell gegen den Willen der Eltern heiraten?

Dr. Brand antwortet:

Also — den Verlauf einer Ehe kann man nie voraussagen. Man kann höchstens sagen, daß Glück und der Bestand einer Ehe vom Charakter, von der moralischen Einstellung und nicht zuletzt auch von einer gewissen seelischen Reife der Partner abhängen. Je ungereifter ein Mensch ist, desto wankelmütiger und haltloser ist er noch in seinen Gedanken und Gefühlen. Vielleicht werden Sie mir entgegenhalten, daß sehr viele Mädchen schon im Alter von 18 und 19 Jahren heiraten — und durchaus reif wirken. Abgesehen davon, daß sehr viele Ärzte aus sehr triftigen Gründen gegen „Frühehen" sind, steht eins einwandfrei fest: Boden unter den Füßen haben Mädchen, die ungewöhnlich früh heiraten, erst mit dem ersten Kind. Es ist die Mutterschaft, die sie relativ rasch reifen läßt.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß es bei Männern oft anders ist. Ein junger Mann wird mit der Vaterschaft nicht immer gefühlsbeständiger und — reif. Man kann ruhig behaupten, wobei Ausnahmen eine Bestätigung der Regel sind:

Es ist risikoloser, ein sehr junges Mädchen zu heiraten, als von einem sehr jungen Mann geheiratet zu werden! Die Eltern Ihrer Bekannten haben also nicht ganz unrecht, wenn sie skeptisch sind.

Ich weiß, in Zuschriften von „Jungpaaren" wird man mich eines besseren belehren wollen. Jung gefreit, hat noch keinen gereut, wird man sagen und empört sein, daß ich es anscheinend bestreite. Ich bestreite es gar nicht unbedingt. Es kommt eben vieles, wie ich schon sagte, auf die seelische Reife an. Und die stellt sich nicht bei jedem im gleichen Alter ein.

Ballett

Eine Mutter schreibt:

Unsere 16jährige Tochter will zum Ballett. Wir sind todunglücklich darüber. Ich will ihr das Talent nicht abstreiten, aber Sie wissen ja, wie es beim Theater und vor allem beim Ballett zugeht. Man hört da so viel von Liebschaften usw. Ich möchte mich nicht weiter darüber auslassen. Mein Mann und ich stehen jedenfalls auf dem Standpunkt, daß ein Mädel beim Theater gewissen Gefahren, mehr als in anderen Berufen, ausgesetzt ist. Ich glaube, wenn Sie uns das bestätigen, ließe sich unsere Tochter von ihrer fixen Idee leichter abbringen.

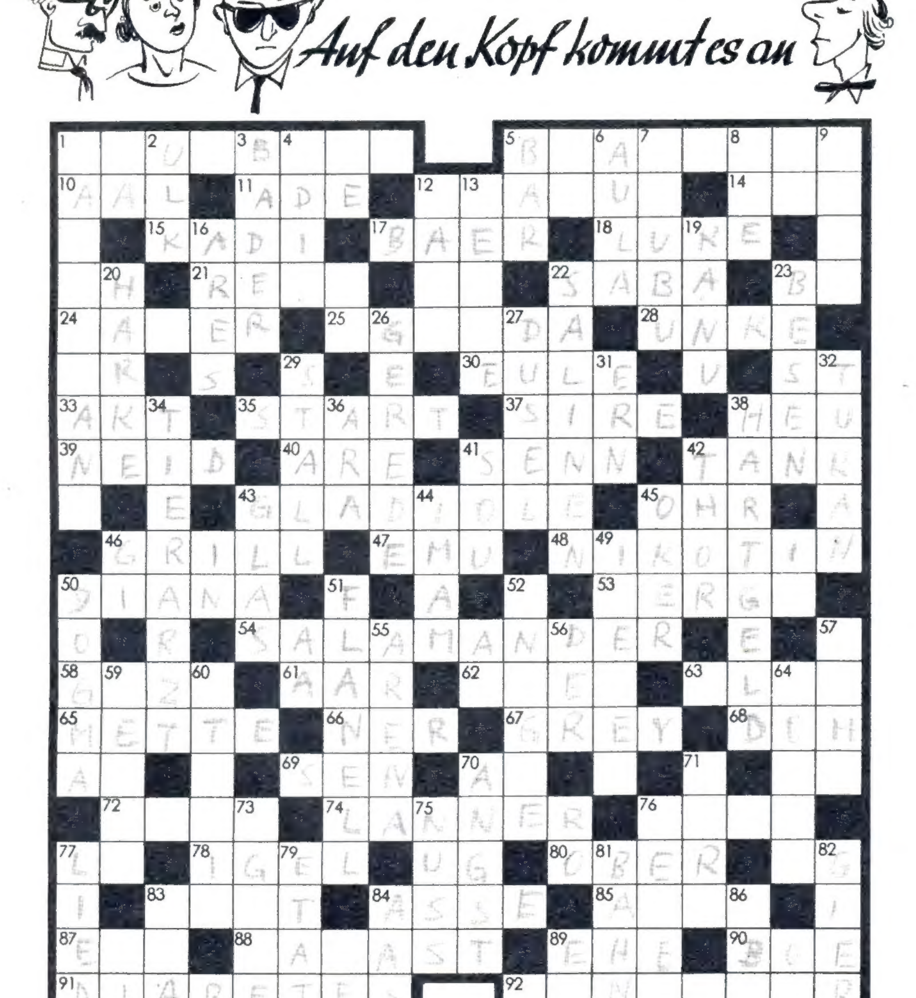
Dr. Brand antwortet:

Darf ich Ihnen den Brief vorlesen, den mir kürzlich ein 25jähriges Ballettmädel aus Wien geschrieben hat? Bitte, hören Sie zu:

Ich bin von Kindheit an beim Ballett und habe an der Akademie Tanz studiert. Ich liebe meinen Beruf und habe nur für ihn gelebt. Bedingt durch ihn, war ich schon viel auf Tournee und habe viel Schönes und natürlich auch weniger Schönes gesehen. Jedoch habe ich mir mein Ideal bewahrt. Der Liebe, nach der auch ich mich sehne, bin ich noch nicht begegnet. Für ein Abenteuer habe ich nichts übrig, und ich werde auch künftig nichts dafür übrig haben. In puncto Moral bin ich eisern . . .

Sie sehen, man kann „auch" beim Theater und „sogar" beim Ballett anständig sein und bleiben. Ich kann Ihnen mit ruhigem Gewissen sagen, daß jenes Ballettmädel aus Wien durchaus keine Ausnahme ist. Es kommt immer auf den Menschen selbst an und auf die moralische Kinderstube, in der er aufgewachsen ist. Für ein Mädel, das seine moralische Kinderstube vergißt, ist die Gefahr, sich selbst zu vergessen, in jedem Beruf gleich groß.

> **Was ist eigentlich Sensibilität?**
>
> Unter Sensibilität versteht man die besondere Empfindsamkeit, Empfindungsfähigkeit und seelische Erregbarkeit eines Menschen. Der Mediziner versteht darunter die Reaktionsfähigkeit der Empfindungsnerven. Ein sensibler Mensch ist ein besonders empfindlicher, empfindungsfähiger und feinfühliger Mensch.



Waagerecht: 1. Wasserfahrzeug mit Restaurantbetrieb, 5. Märchengestalt, 10. Speisefisch, 11. Abschiedsgruß, 12. Form, Gestalt, 14. Nutztier, 15. islamischer Richter, 17. Raubtier, 18. kl. Dachfenster, 21. ital. Barockmaler, 22. Land in Südarabien, 24. alte dt. Münze, 25. Merkbuch, 28. Kröte, 30. nächtl. Raubvogel, 33. Teil eines Bühnenstücks, 35. Rennbeginn, 37. franz. Anrede, 38. getrocknetes Wiesengras, 39. Mißgunst, 40. engl.: sind, 41. Almhirt, 42. Kampfwagen, 43. schön blühende Zwiebelpflanze, 45. Gehörorgan, 46. Bratrost, 47. Straußenvogel, 48. Tabakgift, 50. Göttin der Jagd, 53. Futterstoffart, 54. Schwanzlurch, 58. Netzstoff, 61. Wappenvogel, 62. Verbrecher, 63. Oberfeldherr der Heere Karls V., 65. Frühgottesdienst, 66. Nebenfl. d. Warthe, 67. engl.: Grau, 68. Gotteshaus, 69. japan. Münze, 72. Biene, 74. Schöpfer des Wiener Walzers, 76. Verwandte, 78. Stacheltier, 80. Gasthausangestellter, 83. franz. Schriftsteller, 84. Hügelkette in Braunschweig, 85. Arzneipflanze, 87. physikal. Arbeitseinheit, 88. gemustertes Gewebe, 89. Lebensgemeinschaft, 90. Windstoß, 91. Zuckerkrankheit, 92. Geschicklichkeitskünstler.

Senkrecht: 1. Offiziersrang, 2. Scherz, Spaß, 3. Dorfbarbier, 4. nord. Gott, 5. Nachtlokal, 6. Schulfestsaal, 7. südamerik. Geier, 8. nord. Gottheit, 9. Blasinstrument, 12. Sicherheitsfach, 13. Teil der Scheune, 16. griech. Kriegsgott, 19. Sportboot, 20. Gartengerät, 22. Salzwerk, Plural, 23. Kehrgerät, 26. Tratsch, Klatsch, 27. svw. Glück, Glück haben, 29. Viehwohnung, 31. Hausflur, 32. Pfefferfresser, 34. akadem. Beruf, 36. Papageienart, 38. Bez. für Münzen, 41. franz. Münze, 42. nord. Name des Gottes Donar, 43. Trinkgefäß, 44. Vorbeter der Mohammedaner, 45. Fluß im Harz, 49. Gemahlin des Königs Ahab, 50. Glaubenssatz, 51. aufgerauhter weicher Stoff, 52. dt. Schriftsteller und Popularphilosoph†, 55. Zirkusbahn, 56. dt. Artikel, 57. Haarglätter, 59. nord. Meergott, 60. Gardinenstoff, 64. Teil des Hauses, 70. Furcht, 71. Spielkartenfarbe, 73. Apostel der Grönländer, 75. trockenschalige harte Frucht, 76. Beweisstück, 77. vertontes Gedicht, 79. Haushaltsplan, 81. Verkehrsmittel, 82. Habsucht, 83. türk. Titel, 84. Tierkadaver, 86. dt. Baumeister.

Silbenrätsel

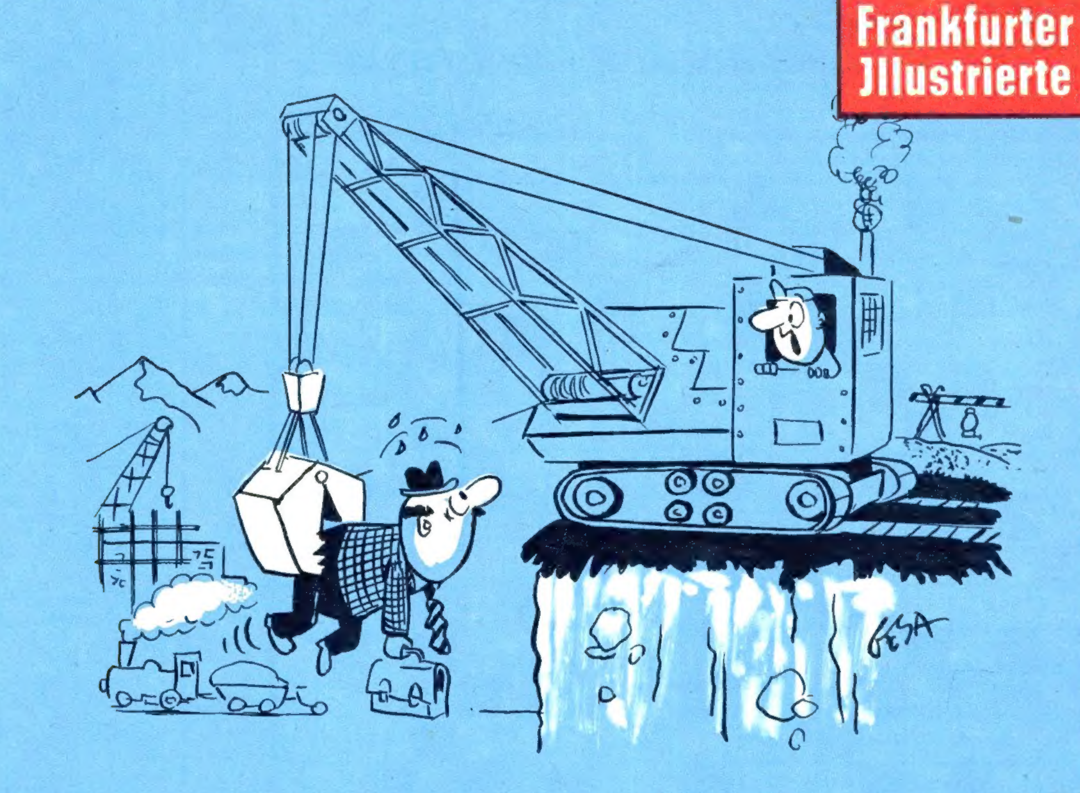
Aus den Silben: ber – bold – ca – dam – de – dech – den – di – do – dy – du – e – e – e – ei – ei – el – ge – go – gramm – hahn – hand – hi – im – in – korb – korb – laub – le – lin – lith – mä – maul – men – mi – mit – mo – na – nan – ne – no – pri – rei – ri – ri – sche – se – stand – ster – sto – süd – ta – tat – te – u – vi – we – witz – sind 21 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben von oben nach unten und deren letzte Buchstaben von unten nach oben gelesen ein Wort von Erich Kästner ergeben.

1. Sprengstoff ....
2. Bienenzuchtgerät ....
3. Name eines Kirchensonntags ....
....
4. Staatsgut ....
5. Erzengel ....
6. Beißschutz ....
7. Räubergeschichte ....
8. betrogener Ehemann ....
9. Vogelbeerbaum ....
10. Mineral, blauer Turmalin ....
11. Eilnachricht ....
12. Schwiegersohn ....
13. südamerikanischer Strauß ....
14. fader Scherzmacher ....
15. Apostel der Grönländer ....
16. Nachfolger Bismarcks ....
17. Turnübung ....
18. Seemannskappe ....
19. Schuppenkriechtier ....
20. Baumkleid ....
21. kleine Rechnung ....

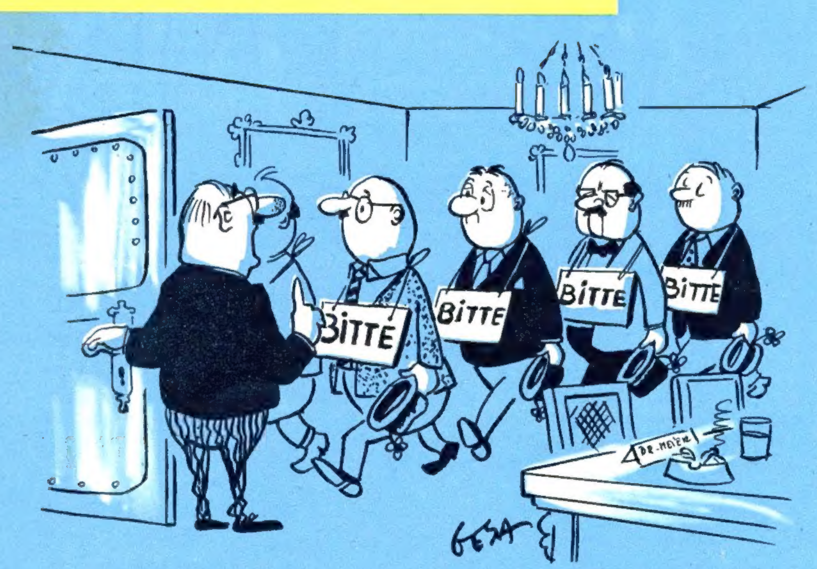
Auflösungen unserer Rätsel aus Heft Nr. 4 auf Seite 30



„Na, Huber, habe ich Sie schon wieder im Büroschlaf überrascht?!“

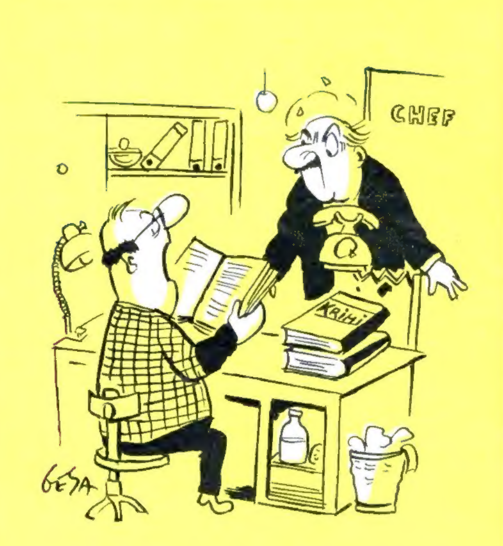


„Bekomme ich jetzt mehr Stundenlohn oder nicht, Herr Direktor?



„Und nochmals meine Herrn Abteilungsleiter: Setzen Sie alles daran, damit unsere Aktion zur Sanierung der Firma ein hundertprozentiger Erfolg wird!“

Der Herr Direktor



„Was wollen Sie denn: Sie haben mich doch als Buchhalter angestellt!“

gezeichnet von Gert Sallaberger



„Wie Sie sehen, bin ich pleite — aber kann ich nicht bei Ihnen anfangen?!“



„Schmitz, sehen Sie sofort nach, wer da schon wieder zu spät kommt!“